

**Zeitschrift:** Brugger Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 80 (1970)  
  
**Rubrik:** Prosa aargauischer Autoren

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Prosa aargauischer Autoren

## Arthur Wiederkehr

### Natascha

Langweiliger Januar. Tag um Tag lichtarm und naß. Die Wiesen waren braun, die Bäume fast schwarz. Lärmende Krähen hockten im tropfenden Geäst. Bis zum Dreikönigstag glitzerte in der Stube wenigstens noch der Christbaum. Am Abend zündeten wir die Kerzchen an und sangen ein Lied. Doch bald fielen die Nadeln ab. Flitter und Farbkugeln verschwanden in Schachteln, und das kahle Tännchen landete im Garten.

Im Schulzimmer brannten bis zum Mittag die Lampen. Der grüne Ofen knackte, und wir paukten das Einmaleins, bis uns die Backen brannten. Die Lehrerin hinkte durch die Bankreihen, dirigierte den ganzen Zauber mit dem Stock und zwickte da und dort jemanden an die Ohren. Daneben lasen wir vom Schnee, auf den wir schon seit Wochen vergeblich warteten. So reihte sich eintönig Tag an Tag; und bis zum Turnerabend gegen Ende Februar würde wohl auch nichts Besonderes mehr geschehen.

Da begleitete eines Morgens ein leichtfüßiges Mädchen die Lehrerin. Leiser als sonst packten wir die Säcke aus. Neugierig betrachteten wir das fremde Kind. Endlich war es im Zimmer so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Die Lehrerin fuhr mit der Hand durch die Luft und sagte: «Das ist Natascha aus Rußland.»

Staunend vernahmen wir, daß das Mädchen von nun an zu uns in die Schule käme. Es stand mit seltsam verschränkten Beinen vor der Wandtafel, und seine großen dunklen Augen, die in eine weite Ferne gerichtet schienen, überflogen uns. Wie wundervoll das rote Kleidchen mit dem weißen Rüschenkräglein aussah! Doktors Theres war nicht einmal am Sonntag so vornehm angezogen. Nun dünkte mich das kluge Vreni auf einmal gar nichts Besonderes mehr. Und auch Ammanns Katrin guckte neben diesem schönen Geschöpf ziemlich dumm in die Welt. Natascha, welcher Name ließ sich vergleichen damit!

Und mit Natascha kam der erste Schnee. Wie machte da das ganze Schulhaus große Augen, als am Nachmittag ganz unerwartet große Flocken vor dem Fenster schwebten! Nun wurde es endlich Winter. Lautlos ebnete er verfahrenere Geleise ein, deckte die Dinge zu; und

am andern Morgen lag die Herrlichkeit knietief in der blauen Frühe. Hechtgrau schlief der vereiste Bach, und die Pappeln gaben ihren zarten Rhythmus dazu.

Bevor ich zur Schule ging, nahm ich noch rasch Vaters Atlas aus dem Schrank und suchte Rußland. Du meine Güte! Das Land da auf dem Blatt war ja mindestens zehnmal so groß wie meine Hand. Und die Schweiz war fast rein nichts dagegen.

Jetzt erglänzte uns eine Zeit voll Schnee und Spiel.

Lärmend und lachend schlittelten wir vom Waldrand ins Dorf hinab: Natascha, ich und die vielen andern Kinder. Obgleich die Eltern es verboten hatten, hängten wir manchmal die Schlitten zusammen. Das ratterte, johlte und schlenkerte dann den Berg hinunter, daß der Wind einem Tränen in die Augen trieb und einen zünftig in Nase und Ohren kniff. Wer am Weg stand, sah der stiebenden Schlange nach, wie sie immer kleiner wurde und schließlich zwischen den Stämmen der Sägerei verschwand.

Doch am liebsten fuhr ich mit Natascha allein. Kichernd klammerte sie sich auf der sausenden Fahrt an mich. Nachher wischte ich ihr den Schnee vom Mäntelchen und half ihr den Schlitten ziehn. Dabei spürte ich ihre warme Hand. Obgleich das Mädchen ein lustiges Kauderwelsch redete, verstanden wir uns prächtig.

Zur Abwechslung machten wir manchmal Engel an den Weg. Man ließ sich rücklings gegen ein Bord fallen, spreizte die Beine und schloß sie: das ergab das lange Kleid. Um die Flügel darzustellen, bewegte man anschließend die Arme seitlich auf und ab. Unser Glück gleißte im Mittag und blaute in den Abend hin. Schatten sanken in die gefrierenden Engel, und bei jedem Schritt knisperte es lustig. Die Wasserschächte dampften. Armlange Eiszapfen hingen an den Strassenlampen. Und wir vergnügten uns, bis der Mond aufging.

Einmal ergab es sich, daß nur noch Natascha und ich draußen waren. Während wir langsam bergauf stapften, fragte ich sie nach ihren Eltern. Da begann Natascha furchtbar zu weinen. Sie setzte sich auf den Schlitten und erzählte von einem schönen Schloß, das man ihrem Vater weggenommen hätte. Dann weinte sie wieder, und mir wurde ganz jämmerlich zumute. Ein richtiges Schloß? Natascha eine Prinzessin —

Schweigend saßen wir beim Wald oben. Das Mädchen trocknete die Tränen ab und schaute mich traurig an. Die dunklen Pupillen

schienen im Widerschein des Schnees ganz hell. Und mit einemmal zeigte mir der kleine Fleck in Nataschas Augenmitte mein eigenes Bild vom Scheitel bis zum Gürtel als winzigen Schatten.

Während ich vor mich hinträumte, drückte Natascha die Sohle mit den Kreuzchen rundum in den Schnee. Plötzlich rief sie: «Rasch, wünsch dir was!»

Ein leuchtender Strich fiel rechts am Mond vorbei, und das Mädchen sagte, daß jetzt wieder eine Seele in den Himmel gekommen sei.

Am nächsten Tag und von da an immer öfter blieb Natascha zuhause. Nachts flüsterte ich kleiner Narr ihren Namen ins Kissen, während ich hörte, wie der Eiswind mit dem dünnen Laub an der Mauer klingelte. Komm doch morgen bitte wieder schlitteln! bettelte und betete ich, denn damals half mir das Wünschen zuweilen noch.

Eines Tages fand ich in der Zeitung ein Bild des Roten Platzes. Viele prächtige Türme. Natürlich wollte ich es sogleich über meinem Bett aufhängen. Aber der Vater sagte, das hätte ja gerade noch gefehlt —

Dann, Ende Februar, gaben die Turner ihre Vorstellung. Obgleich die Darbietung erst um zwei Uhr begann, war die Tür schon eine Stunde vorher total belagert. Gegen viertelvor scharrten hundert kalte Füße vor der Turnhalle, und die Oberschüler pfefferten Schneebälle in die Menge.

Natascha hatte mir versprochen zu kommen. Doch als die Kasse aufging, war meine kleine Freundin immer noch nicht da. Lärmend wurde der verdunkelte Saal gestürmt. Die Turngeräte waren ganz an die Wand gerückt. Von Zeit zu Zeit bewegte sich der fahle Bühnenvorhang.

Weshalb kam sie denn nicht? Da schrillte bereits die Glocke. Das Licht erlosch. Ruckweise ging der Vorhang auf. Zuerst machte die Jugendriege allerlei Spiele. Nachher zeigten stramme Männer ihre Muskeln, und anschließend führten Frauen einen ländlichen Reigen auf. Ich sah kaum hin, so enttäuscht war ich. Während man dort vorn hüpfte und turnte, und die Kinder ringsum klatschten, dachte ich einzig und allein an Natascha.

In der Pause ging dann der Klamauk mit den platzenden Papiersäcken los. Ein Teil der Kinder aß Spanische Nüsschen, Mandarinen oder Wurst und Brot. Andere schleckten Schokolade und Zuckerzeug. Ich hätte die beste Lust gehabt, zu verschwinden.

Die Glocke läutete. Das Gehupf und Gejockel nahm seinen Lauf. Als sich der Vorhang wieder einmal trennte, lag die Bühne in herbstlichem Blau. Ein paar glitzernde Töne —

Gott, wie schön !

Ein luftiges Geschöpf schwebte hervor und machte mich mit zwei, drei Wirbeln glücklich und leicht. Eine rote Masche blühte im schwarzen Haar. Pudriges Licht spielte auf den zarten Gelenken. Das weiße Kleidchen atmete mit dem schlanken Leib. Anmutig reihte sich Figur an Figur.

Natascha —

Leicht und leichter schmiegte sie sich in die Musik. Durch gleiserische Tonläufe streckte und wiegte sich das Mädchen auf den Spitzen kleiner, sonderbarer Schuhe. Man müßte ihre Füßchen sehn, diese wundervoll lebendigen Füßchen, die in weichen Schritten und Sprüngen so seidig schimmerten! Zärtlich bewegte Arme und ein lächelndes Gesicht. Und all das klang in einer seligen Ruhe zusammen, die einen sanft entführte in eine vollkommeneren Welt.

Und dann war es schon vorbei. Ich floh aus dem lärmigen Saal. Ich lief durch das Dorf zum Wald hinauf. Welch eine Musik! Welch zauberische Art, sich zu bewegen! Während ich ziellos umherging, fühlte ich plötzlich mein heißes Herz. Der stoßweise Atem trübte die Luft. Ich mußte stillstehn und beide Hände gegen die Brust pressen. Eine namenlose Sehnsucht bewegte mich. Dann schüttelte mir ein fortfliegender Vogel Schnee auf die Nase, und der Eiswind blies die hohen Gedanken weg. Heimwärtszockelnd kam ich mir ganz klein und einfältig vor.

Am Montag hörte ich, daß im Städtchen unten viele Fotos von Nataschas Tanz ausgestellt seien. Nach der Schule radelte ich sogleich hinab. Ich stellte das Velo beim Bahnhof ein und fragte die Kioskfrau nach dem Weg. Die Ohren reibend drängte ich mich durch die vielen Leute. Auf einmal leuchtete ein großes Schaufenster vor mir:

Natascha tanzte.

Die Fotos standen in drei Reihen über- und hintereinander. Grad da vor mir schien die kleine Tänzerin auf den Einsatz zu warten. Ich ließ das Figürchen aus dem Rahmen treten und bewegte es von Bild zu Bild. Langsam hob Natascha den Arm und schob ein Bein etwas vor. Dann streckte sie es zurück und spreizte es, von sanft gebeugten Armen begleitet, hoch empor. Nun tanzte Natascha auf den Spitzen.

Welch wundervolle Linie lief von den Fingern über die Arme und den Oberkörper in die kleine Tüllwolke und weiter hinab zu dem Punkt, mit dem das zierliche Geschöpf noch an der Erde haftete!

Das herrlichste Bild jedoch hing zuoberst. Einem weißen Vogel glich Natascha da, einem fremden, seidigen Vogel, der auf- und davonfliegt. Ich drückte die Nase an die kalte Scheibe. Der Atem trübte das Glas. Als ich schließlich davonstapfte, schienen Bleiklötze an meine Schuhe geschmiedet. Traumverloren trampete ich heim ins Dorf.

Die Sonne schien. Im Kännel gurgelte das Tauwasser, und krachend rutschte der Schnee vom Dach. Als die Haufen geschmolzen waren, hatten wir einmal einen schulfreien Tag. Da wollte ich Natascha die ersten Schlüsselblumen zeigen. Am Bühl drüben blühten sie bereits: unter Gesträuch verborgen, im vorjährigen Laub.

Während ein zartes Grün auf die Hügel flog und eine Spur Rot ins Gezweig, lauschte ich dem Föhnsturm. Ziegel scherbten, und im Moos drüben blitzte es blau, wenn die Drähte zusammenschlugen. Und während die Jalousien an die Mauer schlugen, zogen meine Gedanken in diesen Tumult hinein Nataschas Tanz.

Anderntags läutete ich zur bestimmten Zeit an der Tür. Wie herrlich doch alles war! Der freie Tag, der Frühling und vor allem Natascha. Ich spielte mit dem Süßholz, das ich für sie im Sack hatte. Ich sah das Mädchen bereits vor mir: leichtfüßig und so glücklich lächelnd, daß einem alles in Ordnung schien.

Der Riegel klickte. Ungekämmt und verhutzelt stand eine alte Frau im schattigen Gang.

«Du wolltest zu Natascha —»

Bei allen Heiligen! Das war ja die Lehrerin. Ein Häuflein Elend. Fahle Strähnen hingen in das müde Gesicht.

«Natascha ist leider nicht mehr da.»

Natascha —

Eine elende Leere überfiel mich, als ich begriffen hatte. Der Weg war aufgeweicht. Er funkelte wie reines Gold. Mit einemmal hörte ich ein ganz leises Geräusch: wie ein Sickers aus tausend Poren drang es aus der tauenden Erde. Tränen rannen mir über die Backen.

Während sich rings alles dem Sommer entgegensehnte, blies ich Trübsal. Ostern kam, und der April ließ sämtliche Monate durcheinanderpurzeln. Aus klarem Blau goß er Regen. In eine laue Stunde jagte er Eisgeriesel. Dann wieder donnerte er in trübem Schneegewölk.

Und genauso ging es auch in meinem Köpfchen zu. Erst als der Sommer süße Beeren reifen ließ und man barfuß laufen konnte, begann ich allmählich zu vergessen. Es kamen die milden Tage, da sich der Wald wie ein Pelz über dem blau versponnenen Dorf hinzog. Später ließen wir Drachen und Ballone steigen. Und dann gehörte das Erlebnis mit Natascha unversehens einem fernen Reich an, dessen Licht uns manchmal in Träumen noch berührt.

Kleine, entzückende Tänzerin! Immer wieder denke ich an dich: an den Glanz unseres Winters, an deinen schillernden Tanz und an das, was ich hier aus guten Gründen für mich behalten habe. Und wenn ich irgendwo jene glitzernde Musik höre, besucht mich dein Seelchen und gibt mir Schönheit und Glück.

## Fritz Senft

### Wo kein Grund ist

Fabian wohnte unten am Fluß, wo noch die Reste des Laufstegs über dem zugeschütteten Kanal standen. Früher war da die kleine Schleuse gewesen, die das Wasser glattgestrichen gegen die Fabrik laufen ließ. Garten und Baum hatten sich gespiegelt, die schiefe Firstlinie, von der die Möwen abflogen, die Backsteinbrauen über den Fenstern, die Treppe zwischen Spier und Färbeginster.

Dann war das Wehr gekommen, Lärm, Aushub und Ratten. Die Spiegelung erlosch, und das Dasein wurde gegenstandslos. Es trieb seither dahin wie dieses schmutzige Blindwasser, ohne Grund, ohne durchsichtige Wolken.

Kein Spaßvogel nannte ihn mehr «Herr Schleusenmeister», wenn er einmal im Alten Löwen einkehrte. Er hockte sich in die Ecke, faltete die Hände um das schwitzende Glas und zog feuchte Kreise auf die Schieferplatte. Man lud ihn zum Kartenspiel ein, er schüttelte den Kopf. «Nein», sagte er, «fertig mit Spielen. Mir ist genug mitgespielt worden!» Sie wußten nicht, sollten sie lachen oder sich ärgern über den Querkopf. Am Ende blickten sie über ihn hinweg. Er kam auch immer seltener, besonders seit die Wirtsleute gewechselt hatten.

Die Tage, die Gedanken liefen ins Leere. Grübeln, ah nein, er grübelte längst nicht mehr! Ungebückt trieb er sich zwischen seinen Stauden herum, in seinen verwilderten Beeten, sog am kalten Pfeifen-



rohr oder stocherte in den geplatzen, von der Nässe durchfressenen Torfbällen. Manchmal schlug Elviras schwachsinniges Trällern aus einem der Fenster. Er hob den Kopf, sah ihr Gesicht hinter dem Staubwedel, Gesicht voller Sommersprossen und stumpfer Sorglosigkeit. «Schweig du!» murmelte er bitter. Aber er hätte schreien können, sie hätte weiter und weiter geträllert. Und so zog er sich zurück, ganz nach hinten, wo das Revier in eine Art Spitze auslief und wo sein Schritt die beiden Hühner unter das abgetakelte Boot scheuchte. Von den moosbepelzten Steinen, an denen das Wasser leckte, stieg ein fauliger Dunst. Als ob er ihn würgte, spuckte Fabian aus. Dieses Wasser, ja, da stand es wieder, blasig und trüb. Papier schaukelte darin, Kehricht, Putzfäden, rostige Büchsen. Ein Wunder, wenn nicht auch irgendein Kadaver mitschwamm.

Im Frühherbst, als es dämmerte, tauchte Herr Pommi auf. Seine breite, einseitige Gestalt steckte in einem Reitanzug von unbestimmbarer Farbe. «Hallo, mein Lieber», grüßte er, «da sind wir wieder! Unverwüstlich, versteht sich! Sie wissen ja: immer nur groß begeben, sonst...» Und indem er kichernd eine Kante Brot zwischen die Zähne schob, holte die andere Hand die Ordonnanzpistole hervor. Fabian wollte abwinken, doch dann ließ er es bleiben. Er griff bloß an seine Bartstoppeln. Ein fadenscheiniges Lächeln irrte durch seine Augen. «Kommen Sie!» drängte begeistert Herr Pommi, und sie schritten, schräg hintereinander, zum Kopfstück hinauf.

Das Geröll lag entblößt, übersät mit angeschwemmtem oder abgelagertem Unrat. Die Dunkelheit sickerte unmerklich von den Uferwäldungen her. Im Kahlschlag, bei der Baracke, glost ein paar Lampen.

Beide Männer schwiegen. Fabian lehnte an die verwitterte Pegelsäule, während Pommi in unschlüssiger Erregung von einem Standort zum anderen wechselte. Es dauerte lange, bis sich die Ratten draußen regten. Endlich war es soweit. Sie sahen, wie eines der Tiere zögernd, schnuppernd, ruckartig in die Höhe klomm. Noch ehe es oben war, fiel der Schuß, und es sackte zusammen. «Erledigt», knurrte Pommi, ohne sich umzusehen.

In Fabian stießen Gleichgültigkeit und ein jähes Erschrecken gegeneinander. Wie ein Blitzstrahl hatte ihn der Schuß in die verdämmerte Erinnerung zurückgerissen. Lag da nicht in seiner Hand die glatte, gefällige Waffe, war nicht aus seiner Kehle dieses «Erledigt» gefah-

ren? Halt ein, schrie etwas, das über aller böse verlangenden Vernunft stand. Das Wasser sang ihm in die Ohren; wie damals sang und dröhnte es jetzt. Und wieder sah er seinen Schatten darüber hinweggleiten, hager, ein bißchen geknickt, ein bißchen auch als ob er schon durchlöchert wäre. Ach, es gibt Opfer, welche bloß Trugbilder sind, deren Absicht lächerlich ins Leere kippt. Kann da ein Himmel sein, wo kein Grund ist? Erledigt, ja; die Wasser verstummten, und dann war man übergegangen zur zertrümmerten Lebensordnung.

Pommi schoß immer noch, endlich ließ er seinen Arm sinken. «Sie wollen nicht mehr, die Mistviecher», sagte er höhnisch. «Selbst zu diesem Spiel braucht es mindestens zwei. Groß begeben also und Waffenruhe!»

Es war schon zu dunkel, als daß er Fabians lautlos stummes Lachen hätte erkennen können. Der Wind keuchte zwischen dem Gestrüpp, eine Ziehharmonika wimmerte von der Baracke herüber. Im Haus brannte Licht und überfloß Elviras dünnen Scheitel.

Sie wechselten keine vielen Worte mehr. Fabian blickte dem Rattenjäger nach, wie er das Sträßchen querte und dann beim Klosterbrunnen in die Abkürzung einschwenkte. Er wolle ein andermal wiederkommen, bei Vollmond wahrscheinlich, hatte er gesagt und dabei den Schmutz von den Stiefeln getreten. Jetzt ging er, närrischer Kunde in seinem verschlissenen Futteral. Am Ende hätte auch ich so gehen sollen, dachte Fabian, mir selber und allem zum Trotz!

Er saß auf der Treppe, die Arme ineinandergeschlagen, ein geronnenes Lachen im Stoppelgesicht. Und plötzlich fühlte er, fühlte fast zärtlich, wie alles wieder zum Stillstand kam, alles bis auf das unbewußt bohrende Herz. Denn Sterben, das stolze, einsame Sterben, nein, das war wirklich nicht das Letzte.

## Hans Zinniker

### Daniel

Ich kann mir Daniel nicht anders vorstellen, als wie damals, als ich ihn zum ersten Mal sah. Er saß mir schräg gegenüber und starrte mich an, belanglose Worte mit mir wechselnd. Wo ich Daniel in der Erinnerung sehe, am Meeresstrand, auf einem Berggipfel, in der Menge der Zuschauer im Stadion, auf dem Boot, überall trägt er

dieses wohlvertraute, starrende Gesicht. Aber nie fragte ich ihn: Was starrst du so? Erst jetzt, wo die Erinnerung mich anblickt, denke ich darüber nach.

Ich hatte nicht gesehen wie Daniel starb. In der Zeitung sollen Bilder des Unglücks gewesen sein. Ich habe sie nicht gesehen. Man gab mir damals keine Zeitung, wie aus Zufall, schien es. Aber jetzt weiß ich, daß es der Arzt angeordnet hatte. Ich sollte rasch genesen von der Blinddarmoperation. So lag ich da, blickte an die Sonnenstoren, die so schräg gestellt waren, daß von der Außenwelt nur der grüne Widerschein des Spitalparks hereinspiegelte. Es war heiß. Daheim mochten der Rittersporn und die Sonnenblumen blühen. Der Großteil der Stadtbevölkerung war im Strandbad. Auf dem Lande war die Ernte im Gange. Ich dachte an Geburten und Todesfälle, die jetzt neben oder über oder unter mir stattfanden. Mein Bauch war heiß, aufgedunsen, fast madig, ein Vorgeschmack des Todes. Aber Schwester Berta sagte, es sei alles in Ordnung.

Einer seiner Freunde sagte, Daniel habe ganz starr dagelegen, schon tot. Man habe ihn trotzdem noch ins Krankenhaus gebracht. Auch am dritten Tag nach dem Tode sei sein Blick so starr wie eh und je gewesen. Es sei heiß gewesen und man habe zugunsten von Getränken auf ein Leichmahl verzichtet. Der Pfarrer habe sich gegen sommerliches Ungeziefer wehren müssen und die Sonne habe um drei Uhr noch auf den Grabboden hinuntergeschienen. Man habe die Blumen auf den Sarg hinuntergeworfen, zuerst einzeln, dann straußweise. Einige nahe Angehörige hätten geweint und der Pfarrer habe sie getröstet: Was Gott tut, das ist wohlgetan. Der Sportwagen sei wirklich nur noch zum Verschrotten geeignet gewesen, aber dem Heufuhrwerk habe es nichts gemacht. So erzählten die Freunde, als ich wieder daheim war und die Sonnenblumen aufbinden mußte und der Bauch wieder als ein richtiger Körperteil, allerdings mit Narbe, zu spüren war. Ich blätterte abends in den Fotoalben nach, aber es waren wenige Bilder von Daniel da.

Eines war in Slowenien vor einer Gaststätte gegen den Karst hinauf aufgenommen. Merkwürdig unscharfe Flaschen standen auf dem Tisch. Daniel starrte zur Seite. Das Hemd war offen bis auf die Brust. Das Bild glänzte an dieser Stelle, als träte jetzt noch der Schweiß hervor.

Ich weiß, er hatte damals eine Reparatur am Wagen unternommen. Ich hatte unterdessen etwas bestellt. Er kam, setzte sich gegen die

Sonne, trank in mäßigen Schlücken und erzählte von seiner Verlobten. Ich hörte ihm zu, ohne Gegenrede, ohne Frage. Und dann kam das Gewitter.

Nach dem schwülen Tag hatte sich über den Hochebenen eine schwere, dunkelviolette Wand gebildet, durch welche die untergehende Sonne nur in ganz schrägen, giftgelben Pfeilen einfiel und vor welcher der blaue Himmel schnell nach dem dunkelnden Südosten hinsank. Plötzlich fuhren die ersten Blitze in die Spalten des Karstes und in die unterirdischen Wasserläufe. Wir saßen draußen, als der Blitz nicht weit vom Haus in ein vertrocknetes Bachbett schlug. Es knallte, als würde einer riesigen Trommel das Fell zerfetzt. Wir gingen ins Haus. Hinter den Scheiben beobachteten wir das Gewitter. Die Dunkelheit brach innert Minuten fast vollständig herein. Der Wind erhob sich, riß an den Tannen, am Haus. Die Wiese vor dem Haus stand fast ununterbrochen im rosaroten Licht der Blitze. Unsere Schatten hatten Amethystfarbe und wanderten unruhig auf dem Boden hin und her. Mitten ins rosenquarzige Licht zuckten grünliche Blitzstrahlen. Der Lärm hatte die Grenzen erreicht. Wir konnten ihn jetzt deutlich als Schmerz spüren, als Druck auf dem Trommelfell, als vibrierende Schwingung an den Schläfen. Das Beben des Bodens setzte sich in den Röhrenknochen fort und endete bei heftigen Schlägen im Oberkiefer und den Backenknochen. Die Gesichtsfarbe wechselte je nach Beleuchtung von rosigem Schimmer über fahles Weiß bis zu galligem Grün. Der Wind ließ jetzt nach und ein tosender Regen setzte ein. Wir sahen die Wiese nicht mehr, eine bleigraue Wassermauer stürzte vor dem Fenster unaufhörlich nieder. Wir verloren jedes Gefühl.

Im Gegenlicht der Blitze schimmerte das Grau irisierend auf und fiel nach Sekunden wieder ins Aschige zurück. Daniel lächelte. Sein Starren war weg. Für eine Weile wandte ich mich vom Fenster ab, ihm zu und verfolgte auf seiner glänzenden Netzhaut die Illuminationen des Gewitters.

Plötzlich hörten wir gellende Pfiffe, die das dumpfe Rollen und Tosen durchbrachen. Daniel sagte: «Das ist der Schnellzug Split—Ljubljana». Er lächelte weiter. Der Regenvorhang zerriß immer mehr. Wir konnten jetzt die Lichter des Zuges erblicken, der auf der Strecke stehen geblieben war. Bäume und Gräser tropften, und aus der Wiese stiegen Nebelschwaden. Sie bauten sich zu Brücken zusammen, zerfielen zu weißen Schlieren, stiegen erneut auf zu Türmen, wuchsen

aus zu Blumen, ergaben menschliche Gesichter, floßen durcheinander, zogen Tannen mit in ihr Spiel ein, die wie schwarze Steine in immer neuen Zügen erschienen.

Daniel machte im Kamin Feuer. Ich hörte dem Knistern des Holzes zu. Das Gewitter zog gegen Osten. Wir sahen wie Blitze in großer Entfernung die Ränder der Wolkenkulissen von hinten zum Leuchten brachten, wie einzelne Blitze kurz einsanken, während andere für eine oder zwei Sekunden in der Luft standen, so daß ihr helles Nervenwerk im Violett des Himmels hervortrat. Zwischen dem Aufflackern der einzelnen Blitze traten immer größere Abstände ein.

Wir verließen das Fenster und setzten uns ans Feuer. Die Wärme war nach der großen Abkühlung angenehm. Ich schaute blinzeln in die Flammen. Ich hörte, wie Daniel sagte: «Ein Gewitter ist schön. Der Nebel ist schön. Das Feuer ist schön».

Es tönte, wie wenn er diese Sätze aus einer Fibel für Erstklässler gesprochen hätte. Ich versuchte, die Sätze in meinem Kopf zu drehen. Aber sie widerstanden. Sie waren so einfach und klar wie seine Augen, auf denen die Spiegelungen des Gewitters erloschen waren.

## Erika Burkart

### Laurin Aus einem Roman

Eigentlich heiße ich Lorenz. Irgendeines Königs wegen nennt meine Schwester mich Laurin. Sie kennt viele Könige, Helden, Götter und Götterverwandte. Lauter Leute, die mich langweilen. Ich bin zwanzig Jahre alt und einmeterzweiundsiebzig gross. Neun Zentimeter grösser als Napoleon, der einsdreiundsechzig maß. Meine Lehrer fürchteten mich.

Außer Lilith, die ich im allgemeinen (nicht immer und nicht in allem) sehr gut leiden mag, liebe ich niemanden. Ihr Vater war ein Mensch, meiner ein Affe. Also hasse ich sie manchmal. In den Momenten, in denen ich sie am gründlichsten hasse, (nämlich dann, wenn sie ihrem Vater gleicht) denke ich daran, sie . . . Wäre ich davon überzeugt, daß ihre Erniedrigung mich erhöhte, wäre es längst geschehen. Es geht darum, den Vater in ihr zu stürzen. Wir wären quitt, und ich hätte einen wirklichen Grund, sie zu hassen. Vielleicht aber, ich befürchte es, ist es unmöglich, sie zu demütigen. Ihre Unschuld würde meine Absicht ver-

kennen und zu ihren Gunsten mißverstehn. Hört man ihr zu, könnte man ein schleches Gewissen bekommen. Feine Leute haben oft verdammt wenig Takt. Sie verstehen es, unsereinen in Schuld zu setzen. Ihre bloße Anwesenheit trifft wie ein Vorwurf. Erda ist nicht fein, was auch wiederum peinlich ist. — Lilith sagt, ich gefalle den Mädchen. Gewisse weibliche Personen, Erda zum Beispiel, erwärmen sich an meiner Kälte. Jede glaubt, sie sei zu meiner Erlösung berufen. Belustigende Sache, sie von Liebe, Heirat, Wohnung, Möbeln, Kindern plappern zu hören. — *Ich* brenne darauf, einer Todsünde zu verfallen. Die Kerle im «Schwarzen Spiegel» machen mir Spaß. Mit einem Sombrero decken sie das Gesicht der Leiche zu. Der Dolchmeister ist auch der Meister der Gitarre. Eine Nelke im ausgefransten Knopfloch, tritt er aus der Prärienacht in die Wellblechspelunke. Er lebt und stirbt gern, seine Niedertracht ist eine Form von Melancholie, man weiß nicht, hat die Traurigkeit ihn böse oder die Verruchtheit ihn traurig gemacht. Er existiert auf Abruf und seine Ehre ist die der Verdammten.

Ich denke mir die einen dieser Burschen brutal häßlich und die andern infernalisches schön. Einige unter ihnen aber, die Opfertiere und jene, die Morde wie Opfer begehn, sind von himmlischer Häßlichkeit. Ihre Ruchlosigkeit ist eine Spielart der Heiligkeit.

Ich hatte mich mit Einhard im Riedschuppen verabredet. Eigentlich ist es eine Kapelle. Seit schätzungsweise 30 Jahren hat keiner dort gebetet. Im Winter pfercht Umo die Torfmaschine, für die in der Hütte nicht genügend Platz ist, in die Kapelle. Das Feld, auf dem sie steht, nennen wir eines gewissen Moores wegen, das auf dem Dach der Kapelle wächst, Irland. Nord- und Westmauer sind mit Wetterflecken bedeckt.

Während ich auf Einhard wartete, beschäftigte ich mich damit, die grünen und grauen Klexe zu betrachten. Ich wartete neunundzwanzig Minuten. Es war lächerlich und beschämend. Die Nacht kam und ich sagte mir, während ich mich auf den Heimweg begab, (zögernd, wie ich zu meiner Schande bemerkte) daß es nicht in Einhards Macht steht, ein Treffen einzuhalten. Vielleicht hatte er sich aufgemacht und war, angefallen von einer jener mir unbegreiflichen Aengste, auf halbem Weg umgekehrt. Instinkt nennt er das. (Aus «Instinkt» begeht und unterläßt er die erstaunlichsten Dinge.) Steht ihm das Wasser an der Gurgel, wünscht er mich zu sprechen. Es macht ihm nichts aus, zu

Fuß oder mit dem Rad aus dem immerhin 25 km entfernten Z. herzukommen. (Den Zug verpaßt er meistens. Auch den letzten.) Seit er eines nachts zwischen elf und zwölf einen Stein an mein Fenster warf, bin ich nie mehr mit ihm zusammengekommen.

Ob er verrückt sei, fragte ich ihn damals.

«Ja.»

Ob er krank sei.

«Ja und nein.» Er habe dickes Blut, leide an Kopfweh und Schwindelanfällen.

«Laß dich abzapfen», sagte ich, und «komm rein», denn er stand bereits auf der Schwelle.

«Ich konnte nicht schlafen», fuhr er fort. «Ich kann nie schlafen. Kannst du schlafen?»

Ich hieß ihn nähertreten. Der Schein der Lampe fiel auf sein verschwitztes Gesicht.

Er visierte die finsterste Ecke meines Zimmers an und schwatzte punkt- und kommalos. Ohne sich zu unterbrechen und ohne sich unterbrechen zu lassen, klaubte er Tabak aus der Gesäßtasche und drehte sich alle acht Minuten eine neue Zigarette. Obwohl er weiß, daß ich rauche, dachte er nicht daran, mir einen seiner zerknitterten Stengel anzubieten. Gut. Mir ekelte ohnehin vor der Dreckware, die er sich zusammenbastelte. Sein Hemd stand bis zum Nabel offen. Beugte er sich vor, konnte ich auf der schmutzigen Innenseite des Kragens Nummer und Marke lesen. Einhard trug Halsweite 43. Es mußte ein Hemd seines Vaters sein.

Er schnalzte mit der Zunge gegen einen hohlen Zahn, schlug abwechselnd ein Bein übers andere, kratzte sich die Waden und fuhr mit dem Rechen seiner gespreizten Finger durch die roten, in Zacken abstehenden Haare. Plötzlich stand er auf, witterte. Sein Zeigefingerknöchel beklopfte die Tischplatte —, dann begann er an einem unvernähten Faden zu zupfen, der ihm aus der Manschette hing. Noch immer stehend, ließ er vom Faden ab und drehte die fünfte Zigarette. Gierig, als wollte er das üble Zeug in einem Zug in die geblähte Lunge schlürfen, sog er an der verbogenen Knitterhülse. Wie ein Tier, das aus dem Zimmer gelassen zu werden wünscht, schritt er käfig-auf-und-ab.

«Verflucht!» Er preßte die Faust gegen die Schläfe. «Ich hab's wieder, seit gestern hat es mich wieder.»

Was er damit meine. Meine Zwischenfragenversuche gingen im Ge-

knatter seiner hektischen, mich seltsam fesselnden Monologe unter. Der Schaum, der sich in seinen Mundwinkeln gebildet hatte, stieß mich ab und erregte zugleich meine Neugier.

Ob er denn in der Stadt mit niemandem sprechen könne?

«Mit jedem und keinem. Jeder will selber reden. Die Leute benützen einen als Kulisse für ihre Auftritte. Keiner hört dem andern zu. Sage ich einem etwas im Vertrauen, verrät er's, sobald ich mich ins WC begeben. Ich komme zurück und sehe ihnen an, daß sie von mir gesprochen haben. ‚He Bruder‘, frotzeln sie, und ich möchte ihnen das Bier ins Gesicht schmeißen. Einmal tat ich es; sie haben's mir heimgezahlt und ich gehe nicht mehr hin.»

«Wohin?» fragte ich.

«Zu den Kollegen und ihren Kollegen. Zu den Schwatzgenossen, verstehst du. Man hört da nichts als Gejammer, Prahlerei und Weltverbesserungsideen. Im Grunde will keiner etwas tun. Alle wollen sie nur reden.»

«Wie du», lachte ich ihm ins erschöpfte Gesicht.

Er nahm es mir nicht übel, setzte sich, die Füße rechtwinklig nach aussen abgebogen, pfiiff, blätterte in einem Buch, knickte die halbgebrauchte Zigarette so roh, daß sie platzte, zerrieb mit dem Stummel hastig die Funken und griff nach meiner Schachtel, die neben der überquellenden Aschenschale lag. Er senkte den Blick auf Stuhlbeinhöhe und schwieg jäh. Seine herabhängende Unterlippe zitterte.

Ich schob ein Glas Wein unter seine sturen Augen. Sofort griff er zu und ließ sich auch gleich nachfüllen.

Das alles tat ich an jenem Abend nur, weil mir langweilig war. Mit Einhard verband mich eine alte Feindschaft, die begonnen hatte, als wir uns hinter Umos Dunghaufen begegnet waren.

(Einhard hatte mir ein Bein gestellt, ich stürzte, und die Milch, die Umo aus dem Melkkessel in meinen Krug gegossen hatte, floß aus. Einhard drückte mein Gesicht in den Dung.)

Schließlich war das lange her. Immerhin.

Noch bevor ich mir selbst ein Glas eingeschenkt hatte, begann er wieder zu reden. Am magern Hals, an dem ein Amulett baumelte, hüpfte der Adamsapfel.

«Warum gehst du nicht nach Hause?» unterbrach ich ihn.

«Nach Hause . . .», wiederholte er vag. «Ich gehe am Haus vorbei und denke: Da wohnt also mein Vater. Da wohnt die Mutter. Der



Vater hat nie mit mir gespielt. Die Mutter ist eine Frau wie jede andere. Stelle ich mir vor, daß ich mit ihnen zu Tisch sitzen soll, wird mir übel. Der Vater fände einen Grund, mich zu schlagen. Ich würde zurückschlagen. Die Mutter beginnt die alte Litanei, und die Katzen gehn an der Wand hoch. Er kündige, sagt der Knecht; er kündigte immer, wenn wir stritten. Am Morgen sprach niemand mehr davon. Er ist seit zwanzig Jahren bei uns. Ich glaube, er bleibt wegen der Mutter. Er ist ein guter Mensch, der Knecht.»

Möglich, daß mein Blick, während er dies sagte, mit Sympathie auf ihm ruhte. Er bemerkte es und sein Gesicht verfinsterte sich: eine Landkarte, über die man Tusche ausgeschüttet hat. Von innen hatte er alle Türen miteinander zugezogen. In der harten Stille glaubte ich ihr Knallen zu hören.

Draußen im Hof schlug der Hund an. «Gib Ruhe, Bella, Ruhe!» rief ich zum Fenster hinaus. Vom Dorf unten war das Kläffen einiger Köter zu hören, die die Nacht zu Brocken bellten. — Bella hatte sich wieder beruhigt, und ich sah — weshalb hatte ich ihn noch nie gesehen? — den Riß in Einhards Stirn: eine schwarze, zuckende Ader.

«Ich habe Angst», sagte er, «Angst vor dem Leben und vor dem Tod.»

«Haben wir alle», entgegnete ich ihm, der aussah wie einer, der weder gesehn noch übersehn werden möchte.

«Du verstehst mich nicht», — Einhard rückte seine Augen nahe vor die meinen, «ich fürchte, es könnte mir etwas Dummes — nehmen wir an, ich schlüge den Alten tot oder ich würde im Geschäft . . . ich verdiene nicht genug, um mich sattzukriegen. Im Winter gehe ich ins Kino, um nicht zu frieren. Aber das ist es nicht, was ich sagen wollte. Was wollte ich eigentlich sagen? Wo — wo —», er stotterte wieder wie früher — «wollte ich überhaupt etwas sagen? Ich wollte sagen, daß ich an nichts Freude habe und jedem Gras ansehe, daß es auf einer Leiche gewachsen ist.» Er kicherte. «Ich weiß, du hältst mich für verrückt. Keiner kann sich mehr geben lassen als er hat. Schau mich nicht an, wenn ich rede. Ich will nicht mit *dir* sprechen. Ich will einfach sprechen. Du erlaubst, daß ich mich in eine Ecke setze und an dir vorbeischaue. Wir mochten uns nie. Ich schäme mich, hier zu sein.»

«Was unternimmst du an Sonntagen?» versuchte ich ihn abzulenken.

«Ich mache lange Spaziergänge, gehe, bis ich kein Haus mehr sehe

und setze mich unter den Himmel, der schließlich eine kollektive Sache ist. Ich sitze und schaue zu, wie der Staub sich legt, den ich aufgewirbelt habe. Ich sehe den Wind aus Wolken Höhlen bauen und wünsche, ich wäre tot.»

Einen Augenblick lang dachte ich daran, Lilith zu rufen. Vielleicht hätte sie gesagt: «Es gibt auch gerade Wege, gute Tage, nette Leute.» Etwas Dümmeres hätte sie in diesem Fall nicht sagen können. Sofort verwarf ich den Gedanken, sie beizuziehen.

Wann würde er fertig sein? Noch schien er nicht begonnen zu haben. Es wurde vier Uhr.

Punkt vier Uhr stand er auf und ging. Ich löschte das Licht und die Morgendämmerung begann. Ich legte mich in den Kleidern aufs Bett, war jedoch zu müde, um einschlafen zu können. Immer sah ich Einhard's roten Augenfleck vor mir, den er, wie seine Mutter sagt, mit auf die Welt gebracht haben soll. In welchem Auge sitzt er bloß? Ich drückte die schmerzende Stirn ins Kissen und versuchte, mir erst sein linkes und dann sein rechtes Auge vorzustellen, doch sah ich anstatt seines Blickes nur das spinnenbeinige Mal, das in einer schleimigen, rot geäderten Masse herumkroch.

Ich selbst habe im rechten Auge einen braunen Fleck. Lilith sagt, er stehe mir gut. Die Stockfuchtelei, in der ich ihn abkriegte, liegt zehn Jahre zurück. In der Dunkelheit war ich in eine straßüber gespannte Schnur gerannt. Sie stürzten hinter einer Hecke hervor und ich stand gegen fünf. Nachher sagten sie, es sei Einhard gewesen und zeigten mir den Stock mit der Eisenspitze. Möglich, daß er es war. Es ging ihm stets darum, Gleichheit zwischen uns zu schaffen.

Vier Wochen sind seit jener Nacht vergangen. Zwei Briefe schrieb er mir während dieser Zeit. In beiden hat er seinen Besuch angemeldet. Ich habe die Briefe nicht beantwortet. Was habe ich schließlich mit ihm zu tun! Weiß ich doch nicht einmal den Taufnamen seiner Mutter!

Die Nacht ist bis an den Kern, also so weit angebrochen, daß sich vorläufig nicht ans Schlafen denken läßt. Das Warten macht erst schläfrig und dann wach. Nichts, absolut nichts läßt sich aus diesem trüben Wachsein heraus tätigen.

Einhard ist nicht zur Kapelle gekommen.

## Christian Haller

### Notizen

Es schneit. Die Stadt liegt bleigrau in ihrem Spiegelbild. Aber die Tiefendimension ist Täuschung — Bild einer späteren Ikonoklasie, die zerfallen läßt wie Traum.

Hier gelebt? Im Körper-Diesseits noch verwurzelt, treibe ich durch andere Zeiten, Bilder, Träume, andere Götzendienste und andere Ikonoklasien. Und ich sehe mich von fernher in der dunklen Stadt. Einer unter vielen.

Zurückkehren und die Wendeltreppe finden, um auszuwandern nach den Dingen, in deren Spiegelbild ich lebe.

Mein Nachbar, ein alter, steifbeiniger Mann sagte: «Die Kunst des Lebens besteht darin, daß der Einzelne sein möglichstes tut.» Er sah mich aus grauen Augen an, die Unterlippe über den zahnlosen Mund vorgewulstet.

Er hatte an meine Zimmertüre geklopft. Nun standen wir im kalten, zugigen Estrich. Der Alte lehnte an den Schornstein, die Hände in die ausgebuchteten Manteltaschen gesteckt. Seine stoppelbärtigen Wangen waren gerötet, stoßweise ging sein Atem.

Hatten der Alte und ich unser möglichstes getan? Und werden wir unser möglichstes tun?

Er hatte den Großteil seines Lebens hinter sich gebracht, ohne verbittert zu werden. Das ist immerhin etwas. — Unsere Zimmer waren lausig eingerichtet und kalt, mit den Kleidern ließ sich nicht «staat-machen» und gelegentlich vergassen wir die Mahlzeiten.

Aber was soll das besagen?

Mir fiel eine alte chinesische Geschichte ein, von einem Offizier und seinem Burschen. In der heißt es: «In drei Tagen kann sich ein Mensch ändern.» (Später soll ein Meister hinzugefügt haben: «In tausend!».)

Vergangenheit und Zukunft sind hier und jetzt, vor dem alten Mann im schmutzigen Mantel, mit dem tief ins Gesicht gezogenen Hut. Er blickt mich an und wartet geduldig. Was ist aus seinen Worten geworden? Er sieht mein Gesicht voll gespielter Ueberlegenheit.

Der Alte schlägt verlegen die Augen nieder und stemmt sich auf sein steifes Bein.

«Es ist ein Stück vom Teufel!» sagt er. «Wünsche stacheln den Menschen gegen sich selber auf.» Nach einer Pause fügt er zaghaft hinzu: «Als müßte man durch Brombeerhecken laufen und ist selbst die Brombeerhecke!»

Er scharrt auf dem Bretterboden. Seine Schuhe sind vom Schnee durchnäßt.

Ein Psychiater schreibt in seinem Bericht, der mir kürzlich in die Hand gekommen ist, der Hauptgrund der amerikanischen Selbstmordwelle sei der Zwang nach Erfolg. American high way of life — and an usual membre of great society. «Sie alle sterben mit einem Fünkeln Hoffnung!» Wie wenige wissen das. Hoffnungslose hängen nicht am Leben, auch nicht am «großen Weg des Lebens».

Es ist bitterkalt. Unter dem Dach heult der Wind und wirbelt Ziegelstaub auf die Mauer. Die Balken ächzen. Hinter einer Lattentüre spiegelt ein messingener Marokkotisch das gelbe Lampenlicht. Die Tücher über den Gartenstühlen wellen in breiten Falten. Der Alte steht nachdenklich da, eingekuschelt in den dicken Wintermantel. Wie dünner Rauch kringelt sein Atem von Mund und Nase.

Ein Windstoß öffnet die angelehnte Zimmertüre. In der erhellten Vierung steht ein zerwühltes Bett, eine Werkbank und darauf ein Emailbecken. Den Boden überdecken Zeitungen und Prospekte. Der Alte wohnt hier seit achtunddreißig Jahren.

Das Möglichste tun — hier und jetzt? Wieviel davon liegt jenseits und steigt nur in Träumen auf. Ich sehe den alten Mann an den Schornstein gelehnt, umgeben von überflüssigem Kram, höre den Wind, das Ächzen der Balken und das Prasseln des Ziegelstaubes.

Vielleicht muß es genügen, absichtslos aufzunehmen, um es dann unbedenklich fallen zu lassen, wie ein Baum das Blatt im Herbst.

Der Applaus ist verrauscht. Mit geschlossenen Augen sitzt du am Schminktisch. Es ist vollbracht. Ein Blick in den Spiegel zeigt dir die verbrauchte Maske: Der Mastix hat sich gelöst, der Puder ist aufgeweicht vom Schweiß und vom Fett der Schminke. Du erinnerst dich dumpf an die Gestalt drüben auf der Bühne, im grellen Schein.

Was war? Was war?

Auf den Brettern — die die Welt bedeuten — standest du, eine lehmgesichtige Alte in schäbigen Kleidern und schwafeltest Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche. Zuletzt der Sturz ins Meer — —

Und nun das Kostüm abgelegt, verworfen wie ein alter Leib. Die Maske fällt. Ein dicker, grauer Brei bedeckt dein Gesicht, wie das einer Leprakranken. Die Schminke brennt in den Augen.

Routiniert reibst du die Fettschicht weg. Die gerötete Haut erscheint, das faltenlose Gesicht einer jungen Frau.

Du wirst ungeduldig. Wie ruhig und leer das Haus jetzt ist! Die Garderobe glitzert nicht mehr von Spannung, überall haftet Gewöhnlichkeit — ausgelebt!

Du willst fort, die Straße hinunter nach dem Restaurant. Hastig ziehst du dunkle Striche über den Wimpern und schminkst die Lippen rot.

Selbstanklage ist eine der raffiniertesten Eitelkeiten. Man macht die animalische Demutsgeste vor sich selbst.

Die Lüge überläßt das Ich dem Trägheitswiderstand. Der Lügner flüchtet aus der heterogenen Situation in die Homogenität, anstatt Harmonie zu bewirken. Er macht sich «schuldig», indem er sich vom regressiven Gefälle verführen läßt.

Demagogen versuchen dem kollektiven Trägheitswiderstand «gerecht» zu werden und erhoffen sich dafür eine größere Lenkbarkeit. Jeder Staat, der die Lüge als diplomatisches Mittel gebraucht, ist zwangsläufig ein militaristischer Staat. Militarismus bedeutet lediglich: ein starres System, dem der «Gegner» angeglichen werden muß, damit er «besiegt» werden kann.

«Am Anfang war das Wort» — «Er, der die Dinge erscheinen läßt». Wenige versuchen, durch Worte die Erscheinungen zu zwingen.

Die Alltagssprache schuppt sich dauernd von der menschlichen Eigenzeit ab. Große Dichter beherrschen schichtweise die Menschheit, indem sie die Sprache beherrschen.

Die Religionsbücher und ihre Gegenstücke, die Volkserzählungen, wirken deshalb so tief und breit, weil durch sie die menschheitliche Eigenzeit in die Zukunft hinein beherrscht ist. Sie bedeuten, was noch nicht gesagt werden kann.

In einem meiner dunklen Träume höre ich die Stimme: «Du brauchst nur zu erwachen!»

Einen Augenblick lang sehe ich das dämmrige Zimmer und spüre Gedanken wie in Felle genäht. Und doch weigere ich mich, die Traumerscheinung zu verlassen. Handle und rede ich nicht dort, ist sie mir nicht vertraut? Und was kommt nach?

Tief in mir weiß ich, der Traum wird nicht dauern. Mit ätzender Säure greift das Wissen die Bilder an, weitet sich und läßt zerfallen — Traumende: die Erscheinungen sinken zurück wie längst gewesen.

Wir sind aus vielen Welten in eine geboren, und aus vielen Welten sterben wir in eine Welt.

## Hermann Burger

### Ich will Pfarrer werden

Eine Episode aus einer Kindheitsschilderung

Jeden Sonntag muß ich mit der Großmutter zur Kirche gehen. Unter dröhnenden Glocken schreiten wir durch die Allee auf den Eingang zu. Die Großmutter kennt alle Frauen in schwarzen Gewändern. Sie grüßt sie nickend, und sie nicken zurück. Beim Portal steht der Sigrist, ein hagerer Greis. Er bückt sich jedesmal, wenn wir die Schwelle überschreiten, und flüstert mir ins Ohr, so daß ich es im Geläute kaum verstehe: Ich werde dir die Glocken zeigen, wir klettern zusammen in die Glockenstube und hängen eine Glocke aus. Dazu macht er mit seinem Arm und der knöchernen Faust einen Klöppel und schlägt damit an die Innenseite der vorgewölbten Hand. Während der Predigt, die für mich unverständlich ist und die viel zu lange dauert, verfolgt mich die ausgehängte Glocke. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich eine gestürzte Glocke vor mir, mit eingestauchten Wänden. Auf der Abbildung zu einem Märchen, das mir die Großmutter erzählt hat, ist ein Knabe mit furchtstarrem Blick zu sehen, der im Gebälk eines Glockenstuhls sitzt, rittlings, und mit dem Messer Rost von der Glocke kratzt. Mit dem Rost will er seine Schwester erlösen, das verzauberte Trudchen. Sie hat vom Kohl gegessen, den sie nicht mag, und ist in den Bann einer Hexe geraten. Ich überschlage die Seite mit dem Bild immer zu rasch aus Angst, die Glocke könnte zu läuten beginnen und den Knaben von seinem Sitz werfen.

In der Kirche ist es kühl, süßlich riechen die Steinfliesen. Meine Großmutter drängt mich in eine der hintersten Bänke unter der Orgelempore. Wie oft habe ich ihr schon erklärt, wie ungünstig, ja völlig aussichtslos dieser Platz für meine Beobachtungen sei! Aber die Großmutter bleibt schwerhörig. Man wolle sich doch nicht produzieren in den vordersten Rängen und die Frömmigkeit zur Schau stellen. Wo würde das hinführen, wenn alle Leute zuvorderst sitzen wollten. Es führt dahin, daß wir jedesmal um zwei Plätze kämpfen müssen, weil alle zuhinterst sitzen wollen. Und vorne werden die dunkelbraun glänzenden Bänke nur dürftig besetzt, die mir freie Sicht erlaubt hätten. Denn während der ganzen Predigt gibt es nur einen einzigen spannenden Augenblick: wenn der Pfarrer, von der Orgel getragen, durch den Mittelgang schreitet und die Kanzel besteigt. Es ist ein rauschhafter Augenblick. Eingeklemmt zwischen alten Frauen, die ihre verwerkten Hände im Schoß ruhen lassen, warte ich auf jenen kühlen, mit Kampfergeruch vermischten Luftzug, der durch die Pendeltür weht, wenn der Pfarrer das Kirchenschiff betritt. Und dann schwebt er im Talar mit gesenktem Kopf durch den Gang, er schreitet auf Orgelklängen dahin wie übers Meer, die Bibel gegen die Brust gedrückt, er nimmt mit Leichtigkeit die flachen Stufen zum Chor und faßt mit der freien Hand, die aus dem Talarärmel hervorgleitet, das Geländer der Kanzeltreppe, als lege er sie segnend auf ein bußfertiges Haupt. Der Aufstieg nun, den ich nicht sehen kann, weil die Treppe hinter einem Mauervorsprung angebracht ist, scheint mir das Entscheidende an seinem Beruf zu sein. Wegen diesem Augenblick des Verschwindens und wieder Auftauchens auf der Kanzel habe ich mich entschlossen, Pfarrer zu werden.

In unserer Kirche predigen abwechslungsweise zwei Pfarrer, jeder hat seinen eigenen Stil im Besteigen der Kanzel. Von hinten, wenn sie der Talar verbirgt und sie wie Raben aussehen, kann ich die Pfarrer nicht unterscheiden. Sobald sie aber die Kanzel in Angriff nehmen, weiß ich Bescheid. Der eine, brave Pfarrer hält sich nicht lange auf der Treppe auf. Kaum ist er aus dem Blickfeld verschwunden, erscheint er auch schon oben auf der Kanzel und nickt der Gemeinde kurz zu, als wolle er sich für sein Wegbleiben entschuldigen. Dann läßt er sich auf dem Stuhl nieder und lauscht der Orgel. Er dürfte während diesem unbedachten, geradezu hastigen Aufstieg kaum bemerkt haben, daß der Treppenläufer purpurrot ist wie in meiner Phantasie und daß die Mes-

singstängelchen verführerisch golden blinken. Der andere, hochmütige Pfarrer, der, wie ich es bei Napoleon auf einem Bild gesehen habe, immer eine Hand unter dem Talar auf den Magen drückt, kostet den Kanzelaufstieg bis ins letzte aus. Er bleibt solange auf der Treppe und hinter der Mauer verborgen, bis man fast nicht mehr an ihn glaubt, und wenn er endlich oben zum Vorschein kommt, zeigt er sich nicht auf einmal dem Volk, sondern ratenweise. Umständlich drückt er seinen Körper um die Mauer herum, betritt die Kanzel wie einen Aussichtspunkt, saugt tief Atem ein und blickt vernichtend in die Runde.

Sobald die Orgel verstummt und sich der Pfarrer auf der Kanzel erhebt, beginnt für mich das quälende Absitzen eines Arrestes, den ich nur durch Husten erträglich gestalten kann. Wenn ich huste oder hüstelnd auf stärkere Anfälle hindeute, klaubt meine Großmutter die silberne Bonbonnière aus ihrer Handtasche, läßt die Dose aufschnappen und streut mir Gabas auf die Zunge. Sich selber schüttet sie die Gabas in die Hand, beugt das Gesicht tief darüber und schlägt die Tabletten in den Mund. Meistens rückt dann eine der Frauen näher, imitiert ein kränkliches Räuspern und greift, Nächstenliebe beanspruchend, die vielleicht gerade auf der Kanzel behandelt wird, frech in die Dose, wobei einzelne Gabas über den Rand springen, die meine Großmutter später wieder vom Holzboden aufklaubt. In diesen Augenblicken fürchte ich um den Gabavorrat und huste so laut, daß sich in den vorderen Bänken die Köpfe nach uns umdrehen. Ich versuche, die Gabas zwischen dem Zahnfleisch und dem Backenfleisch zu speichern und die Tabletten einzeln auf der Zunge zergehen zu lassen. Gabas speichernd und lutschend zähle ich dann die Deckenornamente, vertiefe mich in die dutzendmal abgeweideten Wandbilder, folge dem dornigen Gerank des Kanzelschmuckes und koste die brennenden Farben der Glasfenster aus, das Rubinrot und das Honiggelb, das Eukalyptusgrün und das Kardinalviolett. Während die Evangelisten stumm auf die Bibel deuten, spricht der Pfarrer eine Ewigkeit lang vor sich hin, strickt mit Sätzen eine Decke, unter der alle Kirchenbesucher bis auf den hintersten Schnapsler Platz finden müssen, und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich mit den Augen zu unterhalten, die meine Fassadenkletterer sind. Ich klettere die glatten Marmorsäulen hoch auf die Orgelempore, male die Wappenschilder in der geschnitzten Brüstung mit schräg schraffierten Blicken aus, ich schwinde mich affenartig von Lampe zu Lampe in schwindelnder Höhe über der andächtigen Menge,



ich verkettere mich im Zierat der Orgel und verirre mich im Gebläse, werde zu Luft und in den Pfeifenröhren zu Ton, zittere als Akkord gegen die Buntglasfenster und lutsche an den glasigen Bonbonfarben, — die Rosetten kratzen auf der Zunge —, ich verwandle mich in eine Zahl auf der Liedertafel und spreche mit den andern Zahlen über ihre Wohnungen. Die Vier bewohnt ein sonniges Zimmer, die Neun lebt im Schatten der Zehn, die Sieben steht unter goldener Abendsonne, die Elf wohnt gegen Morgen, die Zwölf hat immer Nebel und die Dreizehn wird verregnet. Ich denke die Zahlen in Farben um: das Stahlblau der Acht, das Rostrot der Vier, der hellgelbe Emailton der Elf, das Kupfergrün der Neun. Und die angezeigten Lieder ergeben Farbakkorde, und wenn die Orgel spielt, ertönen die Glasfenster.

Und wenn ich müde bin vom Spielen, von den Verwandlungen, döse ich ein am Arm meiner Großmutter. Im Halbtraum verdüstert sich die Kirche, als zöge ein Gewitter auf. Die Farben weichen aus den Glasfenstern, ein milchiges Regenlicht steht hinter den Scheiben. Zugluft weht, Kampfgeruch, das laute Schnaufen der Orgel. Und das kotgelbe Täfer an den Wänden öffnet sich lamellenartig, entläßt den Sigrüst, der den Bankreihen entlangschleicht und nach mir Ausschau hält. Er versteckt sich unter der Kanzeltreppe. Im Chor stehen plötzlich schwarze Tuchkammern, und hinter den Kammern Babylonierzelte, ein Wald von Zelten. Der Sigrüst irrt mit einer Kerze durch das Labyrinth der Kammern. Er sucht mich, um mir die Glocken zu zeigen. Der Pfarrer steht hoch über dem Lager und erzählt mit Donnerstimme von Schlachten und Rüstungen, die alten Weiber schaukeln hin und her. Plötzlich sitzt der Sigrüst neben mir, wie ein Toter, mit großen, wächsernen Ohren. Eine Fliege kriecht ihm über die Backe und bleibt vor einer Narbe stehen, wetzt die Vorderbeine. Und über dem Sigrüst hängt die Glocke. Er schlägt mit dem Kopf an die Wandung, zehnmal schlägt er; der Pfarrer sackt auf der Kanzel wie vom Schuß getroffen zusammen, die Orgel setzt mit dem Zwischenspiel ein, und es wird hell, die Zelte sind verschwunden.

Ich weiß, daß der Pfarrer, wenn er sich einmal gesetzt hat, nicht mehr gefährlich werden kann, daß die Ewigkeit ein Ende nimmt. Es folgen nur noch kleinere Qualen, Gebete, zu denen man aufstehen muß, Lieder, die zwar fünf endlose, aber immerhin abzählbare Strophen haben, und schließlich die Verlesung von Nachrichten. Die heimgegangenen Toten werden erwähnt, und wenn von Heimgehen die Rede ist,

kann die Erlösung nicht mehr fern sein. Der Sigrüst öffnet die Tür zum Vorraum und macht die beiden Flügel fest, der Kampfergeruch, der den Pfarrer ins Kirchenschiff entlassen hat, verlangt nach ihm zurück, das Gezwitscher der Konfirmanden, die draußen vor der Tür warten, fällt wie ein Spatenchor in den Segen ein. Meine Großmutter hat die Gabadose verstaut, das Gesangbuch liegt zugeklappt auf der Bank, und die Orgel setzt zum brausenden Schlußchoral ein.

Zu Hause, im Flur, spiele ich Pfarrer. Meine Großmutter muß auf der Schuhtruhe Platz nehmen. Summend, die Orgel imitierend, trete ich aus der Küche in den Gang, das Gesangbuch gegen die Brust gepreßt, und schreite voller Würde über den Teppich, indem ich wie der Pfarrer demütig vor die Füße blicke. Die Großmutter wird bei diesem Spiel stets ungeduldig und scheint vergessen zu haben, daß ich eine gute Dreiviertelstunde lang auf die Zähne beißen mußte. Aber ich mache es kurz. Mir geht es einzig um das Verschwinden hinter der Treppe und das Auftauchen auf der Kanzel. Alles andere ist Nebensache. So zweige ich denn am Ende des Flurs ins Treppenhaus ab, setze mich, für die Großmutter unsichtbar, auf die zweite Stufe und warte eine Weile, wie ich es beim napoleonischen Pfarrer gelernt habe. Dieses Warten bringt die Großmutter zur Verzweiflung, sie verlangt energisch nach der Predigt. Die Stufe, auf der ich sitze, windet sich halbkreisförmig um den Geländerpfosten. Diese Plattform ist meine Kanzel, von da aus halte ich meinen Gottesdienst ab, verschwinde aber häufig hinter dem Pfosten, um meine Gegenwart rarer zu machen. Die Lieder werden nach Nummern angegeben, doch nicht gesungen, anstelle der Predigt erzähle ich eine haarsträubende Räubergeschichte, die zumindest mich als Zuhörer gläubiger gestimmt hätte als die gestrickte Decke des Pfarrers, und zum Abschluß spreche ich das Tischgebet. Die Großmutter läuft meistens aus der Predigt davon, um in der Küche das Futter für die Katze zurecht zu machen, setzt sich aber wieder nach dem Schlußgebet, wenn ich orgelnd die Kirche verlasse, weil sie weiß, daß ich auf diesen Abgang großen Wert lege.

Ich frage die Großmutter, wie man Pfarrer werde. Sie zögert, dann sagt sie, man müsse lang studieren. Was Studieren sei. Die Großmutter weiß es nicht genau, sie meint, man sitze jahrelang in einem kleinen Zimmer und lese Bücher über seinen Beruf. So stelle ich mir denn vor, man denke beim Studieren darüber nach, was man werden wolle, und da ich dies schon weiß, erscheint mir das Studium sinnlos. Ich

begreife, weshalb die Pfarrer so endlose Reden halten: sie haben zu lange darüber nachgedacht, was sie werden wollen.

Großmutter, glaubst du, ich werde ein guter Pfarrer?

Warte mal, bis du aus der Schule kommst, bevor du dich für einen Beruf entscheidest. Dein Onkel, der heute Pfarrer ist, wollte auch immer Tramschienenreiniger werden.

Im Zimmer meiner Großmutter nimmt mich eine Welt gefangen, die voll ist von fremdartigen Gegenständen. Da ist das Bild über dem Bett mit dem finster blickenden Petrus, der den sanften Blick von Jesus verscheucht. Er gleicht dem bronzenen Tell auf dem weißen, geschliffenen Steinsockel, der den Arm um Walters Schulter legt und finster zu den Bergen hinauf blickt. Da gibt es eine Pfaff-Nähmaschine mit einem Schwungrad, eine Nähkiste und die hölzerne Strumpfkugel, ein Buffet mit gedrechselten Säulchen und rautenförmigen Glasscheiben, einen Aschenbecher aus Porzellan, auf dem zwei glasierte Vögel auf Futter warten. In der Ecke schnurrt die Katze, die Ketten der Wanduhr mit den Tannenzapfen rasseln. Da ist das Bild von den törichten Jungfrauen, die ihr Oel vergossen haben und mit schmach tenden Gesichtern auf der Treppe sitzen, während die klugen Jungfrauen, die Ampeln vor sich hertragen, in langen, durchsichtigen Gewändern zum Tempel emporrauschen.

Die Großmutter ist in ihrem Lehnstuhl eingenickt, ich liege zu ihren Füßen auf dem Bauch vor den Büchern. In der Kinderbibel begegnen mir die grausamen Geschichten des Alten Testaments. Kain drückt dem Abel sein Knie in den Bauch und schwingt das Beil über seinem Kopf. Tief hängt die Rauchsäule, ein flatternder Tuchwulst. Da ist die Sintflut, die Engel gießen mit Kübeln Wasser über den Felsen, auf den sich ein paar Weiber und Männer gerettet haben und die Hände ringen, während im Hintergrund, zwischen schrägen Schraffuren die Arche schwimmt. Lots Frau blickt zurück und erstarrt vor den Flammen Sodoms zur Salzsäule. Da ist das zornige Gesicht Abrahams, er hält das Messer in der Faust und drückt Isaak auf den Scheiterhaufen. Am längsten verweile ich bei Josef, weil ich zu wissen glaube, was es heißt, im Brunnen zu schmachten. Den Mantel Josefs stelle ich mir vor, purpurrot, mit goldenen Sternen übersät. Und ich sehe, wie Josef vor dem greisen König steht, die Traumbilder deutet, die als Medaillons über seiner Krone schweben. Das Gesicht Josefs ist dunkel, wie mit Nacht bemalt, und seine Haltung hat die Elastizität eines

Seiltänzers. Dann das Bild, auf dem Moses die steinernen Gesetztafeln zerbricht und das Volk zwischen den Zelten um das goldene Kalb tanzt. Die Scherben der Tafeln liegen da mit römischen Zahlen. Und Moses zeigt dem Volk eine Schlange, die an einen Pfahl genagelt ist, und wiederum, wie auf dem Bild der klugen und törichten Jungfrauen, scheiden sich die Guten und die Bösen. Die Guten schauen auf die Schlange am Pfahl, strecken die Hände nach ihr aus, dieweil die Schlechten sich am Boden winden im Kampf mit lebenden Schlangen, die sich in Lenden beißen und Waden einschnüren, und eine Frau ist zu sehen mit aufgelöstem Haar, der die Schlange an die Brust fährt. Gideon bricht Fackel schwingend und Horn blasend ins Lager der Feinde ein, sein Brustpanzer glänzt im Flammenschein. Simson reißt die Säulen ein, unter dem eingestürzten Gebälk liegen zerquetschte Leiber. Frauenköpfe hängen mit Haaren, die wie Wurzeln aussehen, von der Decke. Simson zertritt die Leier mit dem Fuß, bevor er unter Säulentrommeln begraben wird. Und David zittert vor dem Speer Sauls, David, der den Goliath mit der Schleuder getroffen hat. Der Stein liegt neben dem Auge des gestürzten Riesen, aus dem Auge quillt ein Sturzbach, und der geschuppte Leib liegt auf dem Schild. Ich drehe das Bild auf den Kopf, so daß Goliath mit dem spritzenden Auge aufrecht steht und den Speer schwingt. Die Stirn ist zerfurcht, und das andere Auge gleicht einer zugenähten Muschel, übers Gesicht wuchert der Bart, krause Locken, das Gebiß klafft offen. David hat das Gesicht eines zornigen Engels, seine Rockstöße stehen vom Rücken ab wie Flügel.

Ein Spiel, bei dem ich mich stundenlang verweilen kann und das mich mehr reizt als die Geschichten selber, ist das Vergleichen der Figuren und Motive, wenn sie mehrmals in verschiedenen Größen vorkommen. Ich zähle die Riemen an den Sandalen Moses und frage mich, weshalb er hier drei und dort nur zwei habe. Die Nachlässigkeit des Zeichners will mir nicht in den Kopf. Oder auf dem einen Bild hält Moses eine Doppeltafel empor, auf dem andern zwei Einzeltafeln. Auch kontrolliere ich die Genauigkeit der Einzelheiten im Hintergrund. Warum wird die Oeffnung nicht mehr angegeben, wenn sich die Zelte verkleinern gegen den Horizont zu? Gerade auf diese Oeffnung käme es doch an. Wie werden die Häuser gezeichnet und ferne Paläste, warum verdeckt bei der Sintflut die Schraffur des Regens einen hervorguckenden Engel ganz und die Arche nur halb? So weide ich die Bilder ab

mit Fragen, und überall, wo mir etwas nicht gefällt, mache ich in Gedanken ein Kreuz, das ich beim nächsten Mal überprüfe. Ich komme zum Schluß, daß die Sandalen des Moses und die Nägel in der Arche wichtiger sind als der Inhalt der Geschichten und daß die Bilder nie den Vorstellungen entsprechen.

Ich habe längst aufgehört oder gar nie angefangen, die Dinge so zeichnen zu wollen, wie sie zu sein vorgeben. Ich zeichne die Kanzeltreppe mit dem roten Läufer und dem verschnörkelten Geländer. Meine Treppe soll die Lust des Verschwindens und Auftauchens steigern. Sie führt außen an der Kirchenwand hoch, windet sich um den Turm, zieht sich durch die Glockenstube hinauf in den Dachstuhl und fällt steil ab zum First, wird flacher der Dachtraufe entlang, spiralt sich ein und erschließt zuletzt eine Kanzel, die über dem Portal angebracht ist. Diese Kirche, die einem Kristall mit geschliffenen Flächen gleicht, läßt keinen Besucher ein. Die Kirchgänger können sich während der Predigt auf der Treppe vergnügen, hören bald nah bald fern die Stimme des Pfarrers, der eng an die Kanzelbrüstung gedrückt steht, damit die Leute an ihm vorübergehen und die Leiter hinunter klettern können. Neben dem Pfarrer auf der Kanzel gibt es Unterpfarrer auf verschiedenen Abschnitten der Treppe, ich zeichne sie nur schematisch, als schwarze Kreuze, die stumm auf das hinweisen, was der Hauptpfarrer sagt, damit es im Gedränge auf der Treppe nicht untergeht und nicht vom Vergnügen an den Stufen ausgelöscht wird. Und dann zeichne ich eine Kirche, die nur noch aus Treppen besteht, schmalen und breiten, sanften und steilen, gewellten und verdrehten, schwungvollen und verkehrten, ein Treppenhaus ohne Dach, und die Treppen führen auf Podeste, und die Podeste sind zu Kanzeln ausgebildet, von denen man auf andere Treppen und Kanzeln blickt. Am Eingang des Labyrinths steht der Pfarrer, verlangt Eintritt, und am Ende ist man wieder dort, wo man am Anfang war.

Silvio Blatter

Regen sollte fallen Textausschnitt

Mimosen. — Dabei hasse ich nichts mehr, als den Geruch von frischen Mimosen. Und nun schon frühmorgens beim Erwachen diesen für mich so widerlichen Geruch. Er macht die Luft in meinem Zimmer

muffig und unerträglich. Ich schlage die Bettdecke zurück, stehe auf, öffne beide Schlafzimmerfenster so weit wie möglich und ziehe die Lamellenstoren hoch. Ich setze mich wieder auf den Bettrand. Vom Nachttischchen lange ich mir das schmale Zigarettensäcklein herüber.

Es soll ungesund sein, schon vor dem Frühstück zu rauchen. Doch was kümmert mich das. Ich zünde mir eine meiner Parisiennes an und sauge den Rauch tief in die Lunge.

Dabei denke ich an meine Frau.

Mit Rauchen habe ich nur angefangen, um manchmal für die Zeit einer Zigarettenslänge nicht an sie zu denken. Doch dies gelingt mir immer seltener. Manchmal glaube ich so weit zu sein, gerade während des Rauchens besonders an sie denken zu müssen. Was ich um so häufiger verspüre ist eine süßlich aufsteigende, vom Magen herrührende Übelkeit. Sie verstärkt sich nur, wenn ich das leere Bett neben meinem sehe.

Sauber angezogen steht es da. Unberührt wie jeden Morgen seit jenem Tag. Er entfernt sich immer weiter, wird eine Distanz, verkleinert sich aber nicht in meinem Gehirn, sondern wächst an zum Riesen und sagt: Sie schläft nicht mehr in diesem Bett. Doch immer wieder, wenn ich mit der Hand über das weiße Kissen fahre, glaube ich erneut ihre Wärme zu spüren, denke, sie sei nur in die Küche gegangen, um mir das Frühstück zu bereiten.

Dann merke ich, wie meine Lippen eine Zigarette halten. Tabak verdirbt ätzend meinen Speichel. Die gelben Fingerspitzen verraten den Kettenraucher. Es dünkt mich, Zeit sei verflossen, viel Zeit erstarrt. Ich könnte ein Messer in die Hand nehmen. Das große mit dem Horngriff. Es liegt im Schrank. Ich müßte es gegen die Wohnungstür schleudern. Es würde stecken bleiben. Mit roter Oelfarbe sollte ich dann ein Herz darum malen, rot und dick. Und die dickflüssige Farbe ränne von den Umrissen weg, in schmalen blutroten Bächlein, die Türe hinunter. Doch die Farbspuren würden den Boden nicht erreichen. Sie müßten erstarren. Das wäre meine Uhr. Meine Herzuhr an der Wohnungstür mit erstarrter, rotspuriger Zeiteinheit.

Solche Zeit ließ mich erstarren, seit dieses Kissen wirklich letztmals ihre Wärme verströmt hatte.

Im Aschenbecher drücke ich die Zigarette aus. Ich ziehe meine Socken an und öffne die Kommodenschublade, um ein frisches Hemd daraus zu nehmen.

Wieder ekelt mich Mimosengeruch an. Ich glaube ihn im Zimmer

zu verspüren und weiß genau: Er existiert nur in meiner Einbildung. Er hat sich in mein Gehirn eingefressen, wie Rauch von Zigaretten sich in Wirtshäusern einfrißt und die Vorhänge gelb verfärbt. Gelb — die Mimosen die ich hasse, die erstmals Uebelkeit in mir erregten, als ein frisch geschnittener Strauß in den offenen Sarg meines Großvaters gelegt wurde. Nun sind mit ihnen untrennbar, mich täglich neu treffend, die Gedanken an meine Frau verbunden. Die Gedanken an ihr Gesicht, an ihre Wärme.

Ich habe dieses Gesicht oft mit meinen Händen gehalten, bin ihm mit den Fingerspitzen über Augenbrauen, Lippen und Nase gefahren. Ich habe dieses Gesicht in meine Hände aufgesogen. Und nun, wenn ich versuche es mir vorzustellen: Ein Bild, es kreist. Scherzende Gesichter, grinsend. Masken jetzt, höhnisch verzerrte Fratzen, ein Rad, sich drehend, schneller, sausend, ein Blitz ihres Gesichts, Bruchteile nur der winzigsten Zeitspanne. Dann das lachende Gesicht einer schwarzhaarigen Frau auf einem Waschmittelpaket. Weiterwirbelnd das Rad mit unerreichbarer Geschwindigkeit.

Ich ziehe mir das saubere Hemd über und setze mich wieder auf mein Bett. Nun sollte ich zum Schrank gehen und meinen Anzug vom Bügel nehmen. Doch ich kann mich noch nicht dazu aufraffen. Ich weiß: Im Schrank hängen ihre Röcke. Sie erinnern mich nochmals an sie. Sie lassen mich täglich neu an sie denken. Doch sie wegzuschicken finde ich den Mut nicht. Oder gebe ich sie nicht fort gerade um der Erinnerung willen? Bestimmt wäre es gut, vieles wegzugeben. Erinnerungen machen nicht nur glücklich. Sie verfolgen und plagen mich auch. Manchmal hole ich ihr blaues Sommerkleid aus dem Schrank und rieche daran. Aber ich fühle, wie es jedesmal mehr von seiner Ausstrahlung verliert. Bald wird es ebenso riechen wie alle Kleider, die lange ungebraucht in Schränken hängen.

Ich beschließe heute nicht ins Büro zu gehen. Was bedeutet mir schon mein Arbeitsplatz? Da steht mein Schreibtisch mit den Hängefächern im Korpus. Darin liegen säuberlich geordnet Briefe, Rechnungen und Bestellungen.

Auf dem Tisch steht ihre Fotografie. Ich fürchte mich vor diesem Bild. Das lächelnde Gesicht flößt mir Angst ein. — Angst, ihm zu entwachsen. Angst älter zu werden, graue Haare zu bekommen. Furcht davor, nach Jahren zu denken, sie sei meine Tochter gewesen. Denn sie wird sich nicht mehr verändern, meine Fotografie, meine Frau auf

dem Schreibtisch. Sie wird immer lächeln, der Zeit zum Trotz und meine Tochter werden.

Gleichzeitig finde ich es unsinnig weiter zu denken, von einer Minute zur nächsten oder zurück.

Zurück zur Herzuhr, zur rotspurigen Spanne Zeit, eingefroren an meiner Wohnungstür.

Es ist gut, zurück zu denken um eine Starrheit, die mich seit jenem Tag befallen, einmal zu lösen.

Oder ich könnte versuchen, das Messer aus dem Holz zu ziehen. Doch es sitzt tief und der Bannkreis lastet schwer. Sie hatte einmal gesagt: Es ist unvergänglich, denn es gibt das noch, was alle schon tothaben wollen.

In der Küche braue ich mir einen Kaffee. Ich trinke ihn immer schwarz und ungezuckert. Sie trank ihren Kaffee stets mit Kondensmilch und süßte ihn mit zwei Stückchen Würfelzucker. Es kommt vor, daß ich noch heute auch ihr eine Tasse aufgieße und für sie, aus ihrer Tasse, einen zweiten Kaffee trinke. Doch immer wenn ich dies getan habe, verspüre ich ihren Verlust besonders aufdringlich, und ich nehme mir jedesmal neu vor, es nie wieder zu tun.

Sie strich mir immer zwei Butterbrote. Nun zünde ich eine weitere Zigarette an, inhaliere den Rauch, blase Ringe in die Küchenluft, zerstöre sie wieder mit der Hand. Für Butterbrote empfinde ich gegenwärtig wirklich keine Lust.

Gedankenspiele oder Gedankenkämpfe.

Erinnerungen. Vielleicht Freude, Beklemmung.

Angst, aber Hoffnung und Erwartung einer Wiederholung oder Rückkehr.

Rauchringe in der Küchenluft.

Mein Kaffee ist kalt geworden. Der Aschenbecher hat sich mit Stummeln angefüllt. Zeichen, die mir andeuten: Du sitzt bestimmt schon lange in der Küche. Ich beschließe aufzustehen, führe dies langsam und schwerfällig aus.

Ich gehe zum Schrank. Beim Oeffnen der Türe sehe ich wieder ihre Kleider. Sie hängen an Bügeln. Sie hängen sinnlos.

Der grüne Rock mit dem Stehkragen. Das karierte Kleid, das sie so mädchenhaft machte.

Und ihr Gesicht. Ueberall in den Kleidern ihr Gesicht. Ihr Haar, kastanienbraun, über der weißen Stirn.



Meine Hände halten ein rotes Kleid um die Hüften. Sie lassen es fallen, ein leeres Kleid. Ich nehme meinen Anzug heraus und ziehe ihn an. Auch an jenem Tag hatte ich mir eine Krawatte umgebunden. Dieselbe, die ich mir jetzt umlege, die Krawatte mit den drei Längsstreifen. Sie hatte sie mir einmal zum Geburtstag geschenkt. Ich sehe den damaligen Tag. Wir fahren in die Stadt und schauen uns einen Film an. Nachher mieteten wir uns ein Boot und ruderten in den See hinaus. Ihr ungeübter Schlag ließ das Wasser aufspritzen. Sie fürchtete sich vor den Motorbooten, welche die letzten Kreise unserer zurückliegenden Wasserspur zerschnitten.

Ich sollte wieder einmal den Ascher leeren und die Küche sauber machen. Doch ich könnte das Mittagessen in einem Restaurant einnehmen und mir die Arbeit ersparen. Wenn ich mir abends einen Kaffee anrichten will, kann ich eine Tasse auswaschen.

Ich nehme mir vor, heute den Briefkasten nicht zu leeren. Ich bin sicher, in ihm einen Brief meiner Mutter zu finden. Sie wird mich auffordern, übers Wochenende doch nach Hause zu kommen. Sie erinnert und versucht damit Trost zu spenden. Sie schreibt, ich solle doch alles nicht so schwer nehmen. Die Zeit werde auch mir das Glück zurückbringen. Dabei nehme ich gar nichts schwer, ich versuche nur auf meine Art mit mir selbst fertig zu werden. Oft spiele ich, konstruiere mit den Wörtern «zu Hause», frage, wo ich denn jetzt noch zu Hause sei, erwäge die Notwendigkeit dieses irgendwo-zu-Hause-sein-müssens und schaue zur Tür. Dort steckt noch immer das Messer. Eingang zum Draußen. Ich denke hier, wenn schon örtlich bestimmt, oder draußen.

Ich ertappe mich dabei, wie ich einfach dasitze, gedankenlos. Oder ich spiele mit gewichtslosen Steinen und schaue ägyptischen Frauen zu. In dickbauchigen Krügen holen sie Wasser vom Brunnen. Sie tragen es ihrem Herrn zu. Doch wenn sie ihm einen Becher einschenken wollen, werden sie von großen, schwarzbeflügelten Vögeln davongetragen. Wirklich ich brauche den Briefkasten nicht zu leeren. Ich kenne den Brief.

Heute ist Dienstag. Ich darf nicht vergessen, den Kehrichteimer vor das Haus zu stellen. Ich öffne den Abfallkasten unter dem Abwaschtrog, nehme den roten Plastikeimer heraus und leere ihn in den Kehrichteimer um.

Nun muß ich mein Bett zurechtmachen und die beiden Fenster wieder

schließen. Soviel Ordentlichkeit habe ich mir bewahrt. Aus Gewohnheit vielleicht. Oder um den Schein zu wahren. Vorspiegelung. Täuschung, der ich aber kaum unterliege und die ich trotzdem nicht lasse.

Es wird heute bestimmt ein Gewitter geben. Die Fenster meines Schlafzimmers liegen auf der Wetterseite. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme, falls ich überhaupt aus dem Hause gehe.

Ich könnte durch die Stadt hinunter an den Fluß gelangen. Der Weg über die Betonbrücke würde mich ins nahe Wäldchen führen.

Aber ich müßte die Brücke verlassen und mit dem Fluß gegen den See zulaufen, der Vergangenheit nachrennen. Irgendwo flußabwärts könnte ich den Ort finden, den verflossenen Tag, noch nicht ganz ausgelebt, auf einer zerfallenen Holzbrücke der damaligen Gegenwart. Den Tag, an dem ich sie zum ersten Mal getroffen. Diesen Tag, vielleicht schon wieder im See versunken, aus dem er mit uns kam. Mit ihr zur Quelle gestiegen, wieder heimgeflossen. Dieser Tag hat mich ausgestoßen, mich jenem ausgeliefert, der sie wieder nahm.

In letzter Zeit bin ich abends nach Büroschluß oft in ein Café getreten. Eine Angewöhnung, an die ich vorher überhaupt nie gedacht hatte. Manchmal gibt sie mir Halt und ein Gefühl der Sicherheit. Ich stehe auf, hole meine Jacke im Korridor und mache mich bereit, aus der Wohnung zu gehen. Ich ergreife den Kehrichteimer, öffne die Türe, trete hinaus in den Flur. Mit abgemessenen Schritten, ich bin den Weg schon zu oft gegangen, um mich zu irren, erreiche ich die Haustüre, verlasse das Haus. Schritte geradeaus, rechts nun zum Straßenrand. Dort stelle ich den Eimer ab. Ich gehe weiter an Häusern und Sträuchern vorbei. Ich kenne meinen Weg. Nach soundsoviel Schritten in die Hauptstraße einbiegen, anhalten beim Fußgängerstreifen. Die Straße ist frei. Nun wechsele ich aufs Trottoir hinüber, erkenne bald die Leuchtschrift des Cafés.

Ich setze mich an einen kleinen Tisch, bestelle, schaue der Serviertochter zu. Mit einem feuchten Lappen reibt sie den Tisch sauber. Sie hebt den Aschenbecher auf, verschiebt die Speisekarte, gleitet vorbei mit ihrer schlanken Hand.

Sie reinigt nicht so gründlich wie meine Frau zu Hause es immer getan hat.

Ich sitze da, höre Musik. In der Musikbox strömt sie aus schwarzen kreisenden Rillen leise in die feine Metallnadel ein. Sie pflanzt sich fort durch den Tonabnehmer, rinnt durch Kabel, wächst im Lautspre-

cher an der Decke zum Ungeheuer und dröhnt. Plärrend röhrt die Stimme des Riesensängers aus dem stoffüberzogenen Kasten an der Decke: «Du hast so wunderschöne Augen, liebe Rosmarie. Kein Stern am Himmel strahlt so hell wie sie.»

Die Serviertochter im Café hat eine schlanke Hand. Weiß, langfingrig mit rot bemalten Nägeln. Eine beringte Hand, beringt wie meine noch immer ist. Auch meine Frau trug diesen Ring. Verschwommen sehe ich ihre Hände. Blaue Aederchen standen manchmal vor. Ihre Hände waren warm. Ich konnte sie ganz in meine nehmen.

Vielleicht sollte ich aufstehen und meinen Einzeltisch verlassen. Ich müßte hinübergehen zu den jungen Leuten. Sie sitzen am großen Tisch neben dem Buffet zusammen. Wenn ich zur Begrüßung lächeln würde, wäre die Wahrscheinlichkeit groß, daß sie zusammenrückten, um mir Platz zu machen. Einer würde seine Mappe unter die Bank schieben. Ein Mädchen könnte die Handtasche auf die Knie stellen. Die Möglichkeiten bestehen. Es ließe sich Platz schaffen, obwohl ich niemanden von ihnen kenne. Ich würde ihrem Gespräch zuhören. Ich müßte versuchen, nochmals zu lächeln, um nicht gelangweilt zu wirken. Ich glaube nicht, daß ich den Mut fände, zum Gespräch beizutragen. Man könnte so reden, stundenlang, bis tief in die Nacht hinein. Vorausgesetzt natürlich, daß man von Zeit zu Zeit nachbestellen würde, um die Serviertochter nicht zu verärgern.

Das brächte mir vielleicht Abwechslung, lenkte mich ab aus der Verstrickung meiner eigenen Gedankenwelt.

Angenommen, einer würde dann die Behauptung aufstellen, Schnee sei gefallen, könnte man ihm nur schwerlich widersprechen. Zuerst vielleicht würde man über ihn lachen. Man würde mit der eigenen Sicherheit, wahrscheinlich wäre ich da wieder ausgeklammert, seine Behauptung ausloten, ihn so angreifen, aufprallen an seiner Festigkeit und selbst unsicher werden.

Schnee sei gefallen.

Es wäre ratsam, nun aufzustehen. Man müßte vom Tisch weggehen, um nachzusehen. Feststellen und selbst wieder sicher werden. Hinausgehen jetzt.

Trittspuren sind sichtbar. Dies berechtigt die Annahme, die Gegend hier müsse bewohnt sein. Nun könnte ich doch ins Gespräch eingreifen. Ich höre mich sagen: Vorsicht ist am Platze. Trittspuren und Häuser allein würde ich dafür nicht als Zeugen gelten lassen.

Ich weiß um die Unbelebtheit bewohnter Landschaften.

Ich bin abgeglitten mit meinen Gedanken. Wahrscheinlich hat mich die Musik aus dem Kasten weggeführt. Vom großen Tisch klingt Lachen zu mir herüber. Ich bemühe mich um eine klare Orientierung, fasse zuerst Aeüßerlichkeiten ins Auge. Ich sehe meine Umgebung, sehe den Tisch, an dem ich sitze, auf dem meine Tasse steht.

Ich bin aus dem Haus gegangen. Ich habe den Kehrichteimer an die Straße gestellt. Hat sogar er mich gezwungen das Haus zu verlassen? Er war wirklich übertoll. Ich habe auch nicht vergessen, die Wohnungstüre abzuschließen. Ich schaute auch nochmals in die Küche. Eine leise, aber unaufhaltsam zwingende Unsicherheit hatte mich überkommen. Doch der elektrische Herd war ausgeschaltet. Gewohnheit wahrscheinlich, Automatisierung der Bewegungen. Ich sitze im Café. Ich sitze an einem Einzeltisch, wie üblich. Ich trinke Ovomaltine. Ich rauche, höre Musik oder schaue der Serviertochter zu.

Ich könnte schon lange hier sitzen. Ich sitze gerne an diesem Platz. Er gibt mir die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit eigenen Gedanken. Er ist mir zur unbelasteten Oertlichkeit geworden. Hier fesselt mich keine direkte Erinnerung. In dieses Café waren wir nie zusammen gegangen.

Hier gelingt mir die Umgrabung. Ich grabe mich um, wühle in mir und versuche so eine Lösung zu finden. Ich weiß um meine Befangenheit, meine Unsicherheit und um die Wirklichkeit eines möglichen Wegs. Aber ich muß ihn noch finden.

Ich verlange eine Schachtel Parisiennes, bezahle, stehe auf und gehe auf den Ausgang des Cafés zu. Es ist mir, ich trete von der stehenden, musikträchtigen Luft dieses Raumes hinaus in die fließende des Morgens. Er verlangt mir Schritte ab, die ich ihm ungern zugestehe, die ich mit schwarzen Absätzen, wie ein Klavier das nur zwei Tasten besitzt, in den Asphalt schlage. Ich führe sie hastig aus, eilig sogar, um ein festes Ziel vorzutäuschen. Jeder meiner Schritte bringt diesen jähen, selbstsichern Morgen dem Mittag ein Stück näher. Der Mittag läßt dann den Asphalt flimmern, wird gewalttätig, drückend heiß. Ich übergebe ihn mit gleichen, eiligen Schritten der Nacht.

Ich gehe durch die Stadt, passiere Morgengesichter in roten, blauen und gelben Röcken. Ich sehe Hände, die unruhige Kinder halten. Aktentaschen, Geschäftsmienen. Ich höre andere Absätze. Sie schlagen regelmäßig ihren Willen in die Trottoirs. Männerschritte, aufgelockert

durch eigensinnig gehämmertes Getropfe von Stöckelschuhen einkaufender Frauen. Und Stöckelschuhe warten vor Schaufenstern bis die Frauen weitergehen, mit spitzen Knien bei jedem Schritt den Rocksaum ein wenig nach oben schieben, um die verlorene Zeit wieder einzuholen.

Ich habe mir schon lange vorgenommen, eine neue Jacke zu kaufen. Darum betrete ich ein Warenhaus und begeben mich in die Herrenabteilung. Ich nenne der Verkäuferin meine Absicht. Sie zeigt mir eine Auswahl. Ich ziehe eine der Jacken an und betrachte mich im Spiegel. Vor mir steht ein Mann. Er scheint mir fremd. Sein Gesicht ist viel zu ernst, zu hart für seine Jahre. Ich betrachte mein Spiegelbild, sehe die Fältchen um meine Augen. Die Pupillen sind zwei starre, kleine, schwarze Knöpfe. Meine Gestalt scheint in der Jacke breiter, als sie wirklich ist.

Ich kaufe, bezahle mit einer großen Note. Ich zähle das Herausgeld nicht und lasse mir die Jacke einpacken. Ich höre die Stimme der Verkäuferin. Ihre Worte tropfen in meine Ohren. Sie könnte sie sich ersparen. Sie berühren mich nicht. Aber abends wird sie müde sein. Verbraucht vom nutzlosen Gespräch mit verwöhnten Kunden. Abends verläßt sie das Geschäft auf hochhakigen Schuhen, die ihre Müdigkeit zwingen, sich in den Beinen zu speichern. Dann wird sie nicht mehr sprechen. Sie wird ein abgespanntes Gesicht zum Bahnhof tragen und stumm nach Hause fahren.

Ich kenne dieses Gesicht, in dem sich die Müdigkeit eingeschrieben, sich breit macht, ihren Platz besitzt und sich nur durch Schlaf vertreiben läßt. Schlaf entspannt es wieder, macht es weich, um andern tags einer neuen Müdigkeit ein frisches Spielfeld zu überlassen.

Ich weiß, daß meine Frau nach harten Arbeitstagen dieses Gesicht nach Hause brachte. Nicht einmal meine Hände konnten es befreien. Ihre Stirn war eine Mauer. Sie schützte sie gegen alle Worte, gegen jedes Gespräch.

Sie setzte sich stets in einen der breiten Ledersessel, zog die Schuhe aus und schaute mit leeren Augen zum Fenster hinaus. Diese Augen wollten nichts mehr sehen. Sie sagten nichts aus, hegten keine Absichten. Sie wollten sich nur erholen am Grün der Kastanienbäume, die im Park stehen.

Da wünschte ich mir oft, es möge anfangen zu regnen. Regen sollte fallen und den Bäumen den Staub, die Trockenheit von den Blättern

waschen. Regen sollte fallen, in unser Haus, durch die Decke, in die Stube, Abendregen. Ihre Haut hätte ihn aufgesogen. Er hätte ihr den Tag, die Gespräche aus dem Gesicht gewaschen. Aber nie fiel Regen in unsere Stube. Immer brauchte sie Schlaf dazu. Eine Nacht, in der sie wie ein versteinertes Bild neben mir lag, das morgens vom Gerassel eines Weckers aufgeschreckt und zum Menschen gemacht wird, um abends mit schon steifen Gliedern und hartem Gesicht wieder in den Stuhl zu sinken und erneut zu erstarren.

Nur Schlaf konnte da helfen.

Durchs Gedränge der Menschen taste ich mich vor und gelange zum Ausgang des Warenhauses. Ich trete hinaus, gehe an den Schaufenstern vorbei dem Trottoir nach zur Hauptstraße hinunter und biege dann . . .

## Ernst Halter

### Der Schneider von London

Als ich den Stoff zu dem Kleid da kaufte, riet mir der Tuchhändler zu einem Schneider in Ost-London; er allein sei der Qualität, den Farben und dem Muster gewachsen.

Wo er denn wohne, fragte ich. Der Mann nannte mir Straßen, von denen ich in meinem Leben nie gehört hatte. Nichts zu machen, er mußte mir den Weg auf einen Fetzen Papier zeichnen. «Vor allem», betonte er, «fahren Sie unbedingt mit einem FIAT 500 hin, anders werden Sie nie zu Ihrem Kleid kommen. Und vergessen Sie ja nicht, eine Kaution von tausend Pfund, und zwar zehn Hundertpfundnoten, gut sichtbar in den Fond des Wagens zu legen und dort liegen zu lassen, bis Sie den Schneider gesprochen haben. Er wird sonst ungehalten.»

Ich wunderte mich, machte aber keine Einwendungen, weil mir nichts so sehr imponiert wie das Seltsame. Weiter riet mir der Händler, mich möglichst unauffällig, ja, wenn ich mich darein schicken könne, häßlich zu kleiden, mein Gesicht zu verschmieren und die paar Yards des kostbaren Stoffs nur nachlässig in Zeitungspapier zu verschnüren, etwa wie einen Kohlkopf.

Am folgenden Tag nach dem Mittagessen stieg ich in den mir viel zu großen und schweren Schuhen, welche die Reinemachfrau bei mir

trägt, einen unförmigen Packen unter dem Arm, zum Portier hinunter und bat diesen um den Regenmantel, darin er seine Einkäufe zu machen pflege. Der nickte nur, verschwand in seiner Kellerwohnung und holte mir das Gewünschte. Ich drückte ihm ein schweres Trinkgeld in die Hand, doch hätte es wahrscheinlich nicht einmal der knisternden Note bedurft, um ihm den Mund zu stopfen. Es war offensichtlich, daß ihn keine neue Verrücktheit von mir noch beeindrucken konnte.

Ich warf mich mit angehaltenem Atem in das Kleidungsstück, das einen penetrant individuellen Geruch von Schweiß, Schmutz und Alter verströmte, und verließ das Haus. Ich hatte Glück. In der nächsten Mietgarage war noch ein FIAT 500 zu haben. Ich fuhr los. Irgendwo an den Fenchurch oder Aldgate Street erstand ich mir in einem Ramschlädchen eine alte Weiberkappe. Wieder im Wagen, machte ich mich daran, mein Gesicht dem Kopfputz entsprechend herzurichten. Es gelang nicht schlecht; ich war sicher, mein Pudel hätte mich nicht wiedererkannt, und das heißt viel.

Beim West India Dock, vor der Einfahrt eines eingestürzten Lagerhauses, hielt ich an. Im Rückspiegel überprüfte ich nochmals die grauen Falten quer über der Stirn und von den Nasenflügeln zum Mund auf ihre Glaubwürdigkeit. Dann kroch ich aus dem Wagen. Die zehn Hundertpfundnoten lagen wie die Karten in der Hand eines Bridgespielers unter der Heckscheibe. Immer noch blieb etwa eine halbe Meile Fußmarsch durch Poplar.

Ich muß gestehen, daß ich über die Anweisungen des Tuchhändlers und auch darüber, daß ich sie befolgt hatte, bald sehr froh war. Was mich nach wenigen Schritten im ersten Gäßchen, besser gesagt, im ersten Durchlaß zwischen zwei himmelhohen Häuserblöcken umgab, war so verschüchternd, daß ich mich an den Packen klammerte wie an die einzige Rettung, die mir noch verblieben war. Ich muß die arme Arbeiterfrau, die sich nur bei Verlust ihres Lebens von den Wochen-einkäufen trennt, die sie nach Hause schleppt, sehr glaubhaft gespielt haben.

Ich hatte irgendwo gelesen, daß sich am Ende des 18. Jahrhunderts von den besseren Londoner Bürgern nur Doktor Johnson habe ins East End verfügen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, ermordet zu werden. Mir war das am Berkeley Square, mit den Palästen von Mayfair ringsum, ziemlich lächerlich vorgekommen. Doch als ich mich jetzt

immer weiter von meinem gemieteten FIAT 500 entfernte, glaubte ich jedes Wort. Mir allerdings ist damals und auch später nie etwas geschehen. Doch bin ich auf meinen Gängen zu dem Schneider über soviel gestolpert, daß meine Lebenssicherheit schwankend geworden ist. — Man spricht immer von der Bowery und bewundert in den Drehesseln der Büros unserer illustrierten Zeitschriften die Bilder der kühnen Fotografen. Wissen Sie, daß es das auch in London gibt? — Das Gefährlichste schienen mir nicht die je nach Stärke und Art des Rauschs herumsitzenden, -lehnenden und -liegenden männlichen, weiblichen oder geschlechtslosen Wesen, die sich seltsamerweise häufig an Papierfetzen und Scherben zu klammern schienen, sondern die herumlungenden Farbigen. Immer wieder löst sich aus irgend einem Mauerwinkel eine Gestalt und kommt sehr langsam — denn sie berechnet ihre Zeit und Arbeit genau und hat nicht im Sinn, eine Sekunde, einen Schlag mehr als nötig zu verschwenden — auf dich zu. Ist da was zu holen? Du schlurfst vorbei mit dem gleichgültigen Blick dessen, dem sein Leben keinen Strohhalm mehr wert ist, obwohl es im Hals hämmernt. Du gibst dir den Anschein, sogar froh zu sein, daß dein Elend ein Ende hat, — und darauf fällt der andre herein; diesen Gefallen tut er dir nicht. Er läßt dich laufen.

Trotz meiner Angst mußte ich immer darüber nachdenken, ob diesen zerlumpten, mit zufällig gestohlenen Schuhen im Pflaster herumstochernden, oft noch die grellen, jetzt aber grauschwarz wie die Umgebung verschmutzten Kleider ihrer Heimat tragenden Gestalten mit zehn Pfund nicht aufzuhelfen wäre, mit zehn Pfund und einer detaillierten Anweisung, wie sie zu verwenden wären: Oeffentliches Bad, Rasur, Haarschnitt, Unterkunft bei der Heilsarmee, Unterhose, Hemd, Krawatte, Ausverkaufsanzug, Socken, richtige Schuhe, Taschentuch, Arbeitssuche. Wie bei Kindern wäre das; doch woher sollten sie die Kraft oder den Willen oder den Gehorsam nehmen?

Ich hatte die drei Gassen der Skizze abgeschritten und stand vor einem schwarzroten, straßenlangen Häuserblock. Ich trat in einen Durchgang. Ein plötzlich herausschießender Kastenwagen riß mich beinahe um. Ich sprang zur Seite und hob den zu Boden gefallen und von einem Hinterrad platt überfahrenen Packen auf. Das Papier war unversehrt; nach dem Stoff wagte ich nicht zu sehen. Ich betrat den Hinterhof: Eine Asphaltfläche, so ausgedehnt, daß man die Erdwölbung wahrnehmen zu können meinte. In Abständen von etwa zwanzig



Metern traten Abortrisaliten vor die Wände, die den Hinterhof umschlossen. Der gelbe Backstein ließ vermuten, daß diese sanitären Bauten neueren Datums waren. In den Mauerwinkeln lagen, halb verdeckt, die Eingänge. Die Asphaltfläche war jedoch nicht leer, und deshalb der Vergleich von vorhin nicht ganz treffend. Ich hatte Teppichklopfstangen erwartet, dicke Hausfrauen, schwatzend an der Arbeit, wohl aus der Vorstellung heraus, die mir irgend ein bürgerlicher Wälzer, den ich als Kind verschlungen, zurückgelassen hatte. Doch dieser Platz war stachlig von Kaminen, die einzeln oder in Gruppen aus dem Boden ragten; viele rauchten. Einige schienen unbenutzt, jedenfalls hingen dort Stahlseile, die mir permanente Wäscheleinen zu sein schienen, die man bei Gebrauch zum nächsten Kamin spannte. Einige Schlote waren dunkelgrün von Moos, wenige waren zerfallen, und Senkungen oder Löcher in der Asphaltfläche ließen vermuten, daß das Darunterliegende eingestürzt war. Um diese Ruinen herum spielten mit wilden, messerscharfen Schreien Kinder, die oft so zerlumpt und verwahrlost waren, daß ich unmöglich hätte unterscheiden können, ob es sich um Mädchen oder Buben handelte.

Wie ich langsam den Hauswänden entlangging und auf der Suche nach der angegebenen Nummer — diese wiesen keine arithmetische Folge auf, einige kamen sogar doppelt vor, doch vielleicht habe ich mich in der Aufregung getäuscht — um stinkende Aborte herumbog, stieß ich plötzlich auf ein besonders dickes Kamin, das Fenster und einen Zugang vom Asphalt besaß. Eine Tür war nicht da; auf dem Boden lag ein Greis auf einem kleinen Mädchen. Weiter hinten sah ich dieselbe Gruppe noch einmal, so ähnlich, daß ich zweifelte, ob mich nicht ein Spiegel täusche. Ich trat näher; nein, dort drinnen lag eine dicke Frau auf einem kleinen Jungen.

Endlich fand ich die gesuchte Nummer, eine unmöglich hohe Ziffer: Tausend, — die andern überstiegen nie die Zahl Hundert. Keine Tür; ich trat ein. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, wie ich in dem vielstöckigen Gebäude die richtige Wohnungstür finden sollte. Diese Mühe blieb mir jedoch erspart. Es gab nur eine Treppe — hinunter. Kein Licht; ich tappte den Wänden entlang um mehrere Wendelwindungen herum; dann ging es eben weiter, doch mußte ich im Stockdunkel jeden Schritt ertasten. Die Hände stießen an eine feuchte Wand. Hörte der Gang auf? Nein, er bog rechtwinklig ab. Ein Lichtschimmer wurde weit vorn auf dem Boden sichtbar. Ich ging etwas schneller; ich

trat unter die Helligkeit. Aus einem rechteckigen Loch hoch über mir sinterte etwas Tag herein. Im Dämmer konnte ich eine wahrscheinlich rote Tür ausmachen. Auf der Tür stand der gesuchte Name.

Wie er heißt? Leider darf ich Ihnen das nicht verraten. Sie werden noch erfahren, warum.

Ich klopfte. Sogleich riß ein weißbehaarter Riese, oder soll ich sagen, Orang Utan? die Tür auf, als ob er auf der Lauer gestanden habe. Ein plötzlicher Luftzug wehte mich in den Raum. Ich hätte beinahe mein Paket fallengelassen. Ich drehte mich um. Er stand, gegen die zugezogene Tür gelehnt, und starrte mich an. Ein Schreck fuhr mir in die Glieder. Wollte der Kerl mich in der unterirdischen Bude vergewaltigen? In der trostlosen Halbhelle einer nackten Glühbirne, die von der im Dunkel verschwimmenden Decke herunterhing, schien er mir sehr mager und zugleich knochig und muskulös. Nun durchmaß er mit einem einzigen Schritt den Abstand zwischen uns und riß mir das Paket aus der Hand. «Legen Sie den Hut ab», sagte er und blickte mich scharf an. Als er die Haare herausrollen sah, lächelte er ein wenig, fast zufrieden, trat zum Tisch und riß das Papier auf.

Während er den Stoff entrollte und betrachtete, sah ich mich im Raum um. Er war leer, soweit ich erkennen konnte, gelb gestrichen; er schien getäfert, doch, wie ich nachher erfahren habe, handelte es sich bei den Holzplatten um Türen. Auf dem Tisch, der fast durch das ganze Zimmer reichte, stand eine uralte Nähmaschine, die man noch mit einem Pedal in Gang setzen mußte. Sonst war auch der Tisch leer, als ob hier niemals gearbeitet würde.

Der Mann stand da und brütete über dem Stoff, dabei strich er sich mit der einen Hand durch das lang aus dem Ohr hangende weiße Haarbüschel. Ich zog endlich unaufgefordert den Mantel aus und legte ihn neben die Nähmaschine. Der Mann blickte auf. Ich fürchtete schon einen Wutanfall über meine Kühnheit. Statt dessen tat er einen Schritt, so daß er nahe vor mir aufgepflanzt war, und strich mit dem Daumen über meine Stirn. Er schien befriedigt. «Das Kleid wird gemacht!» es klang wie ein Befehl. «Holen Sie es jetzt in drei Tagen bei mir ab, genau in drei Tagen.» Während er das sagte, fiel mir an den Eisenteilen der Maschine ein Glanz auf, der nicht von der ziemlich weiter hinten befindlichen Glühbirne stammen konnte, ein matter Schimmer. Ich sah zur Decke. Doch über mir war keine Decke, sondern der Schlund eines mächtigen Kamins; darin oder darüber — es war mir unmög-

lich, die Distanz zu schätzen — ein winziges Quadrat Tagesgrau. Wie im Gang draußen, fiel mir ein. — Er hatte meine Bewegung gesehen und machte eine abwehrende Geste. «Also genau in drei Tagen», sagte er barsch und stand bereits bei der Tür. Die Hand auf der Klinke drängte er mich mit seinem scharfen Blick zur Eile. Ich verschminkte die Stirn wieder mit Runzeln, stopfte das Haar in die Kappe und schlüpfte in den Regenmantel. Mit einer tiefen Verbeugung öffnete er die Tür. Ich dankte überrascht und trat in den dunklen Gang. Als ich mich umdrehte, um mich zu verabschieden, wurde schon ein Riegel gestossen. Ich tastete mich ans Tageslicht.

Die Dämmerung war ungewohnt früh eingefallen, schien mir. Ich blickte auf die Uhr. Ich hatte mich getäuscht; ich war drei Stunden unter Tag gewesen. Mir graute vor dem Asphalthof, den Winkeln und Gassen; doch da mir mein Lieferant versichert hatte, es gebe nur diesen einen Weg zum Schneider, und da in diesen Gegenden Ost-Londons Taxis ziemlich unwillkommen sind, konnte ich nichts tun als mir Mut machen. Ich trat auf die Straße. Während ich mir einhämmerte, ich vermöchte leicht jeden Angreifer durch einen gezielten Fußtritt in die Magenröhre kampfunfähig zu machen, lief ich so schnell wie möglich den Hauswänden entlang. Doch niemand belästigte mich, sei es, weil den Hungerern meine Gestalt bekannt erschien, sei es, weil ich selber unwillkürlich einen verhärmten und gleichgültigen Gesichtsausdruck aufgesetzt hatte. Im letzten Tagesdämmer schloß ich den Wagen auf. Er war nicht erbrochen; im Fond die tausend Pfund Kautionsungestört. Die Welle der Erleichterung erstickte mich fast. Ich bin nicht geizig, ich spürte nur, daß etwas mir wohl wollte. Die Finger krampften sich um den Schlüssel. Ich ließ mich in den Fahrersitz fallen und schloß die Augen.

Nach einer Weile beugte ich mich vor und schaltete das Licht ein. Da fällt mein Blick auf das Tachometer und ich zucke zusammen. Der Kerl hatte vergessen, Maß zu nehmen! Schon will ich wieder aussteigen; da tauchen mehrere Paar enge Männerhosen in den Lichtkegeln auf, und ich fahre verzweifelt entschlossen gradaus davon.

Nun, in möglichst genau drei Tagen war ich wieder dort, noch schäbiger und verlebter aufgemacht. Ich klopfte und hörte, wie er drinnen durch den Raum ging; doch die Schritte schienen sich von der Tür zu entfernen. Nach einer Weile klopfte ich wieder. Ein Brummen war die Antwort. Als ich das dritte Mal klopfte, schrie eine Stimme unwillig,

die drei Tage seien noch nicht herum. Doch zwei Minuten später riß er mir mit einem «Jetzt!» die Tür auf. Das Kleid lag in einem unordentlichen Haufen neben der Nähmaschine. Ohne mich zu grüßen, verriegelte er die Tür. Dann verzog er sich in den dunkelsten Winkel und wies mit einem langen weißen Finger auf das Kleid, dann auf eine Stelle in der Wand. «Dort probieren Sie es an, jetzt gleich!» schnauzte er. Ich ergriff das Stoffbündel. Ich war wütend über soviel Grobheit und zugleich eingeschüchtert. Nicht mal über eine Umkleidekabine verfügte er! Ich sah zu ihm hinüber und berührte verlegen die hölzerne Wand. Unter meinen Fingern glitt das Brett lautlos zur Seite. Ich wäre beinahe zurückgetaumelt. Ich stand in der Tür zu einem kleinen Salon, dessen vier Wände mit Spiegeln ausgelegt waren; doch nicht nur die Wände, auch Decken und Boden waren aus Spiegelglas. Ein kleiner Kronleuchter aus rotglitzerndem Glas mit zehn brennenden Wachskerzen besteckt war die einzige Lichtquelle. Dennoch war es taghell. Ich begriff bald weshalb: Als ich die ersten Schritte tat, hatte ich Mühe, nicht auszugleiten. Der Boden senkte sich stark auf die Mitte zu; die konzentrisch angeordneten Glastafeln bildeten eine spiegelnde Mulde. Ich stand auf dem Mittelstück, auf der einzigen ebenen Fläche. Genauso wie der Boden waren auch die Wände und die Decke muldenförmig angelegt. Das Licht sprühte, flammte, schnitt mir in die Augen; unter, über mir, ringsum sah ich mich Bruchstücken meiner häßlichen Gestalt gegenüber. Eine große Scham überwältigte mich; ich warf die Verkleidung weg, säuberte mir Gesicht und Hals und wusch mich mit etwas Parfüm. Dann schlüpfte ich in das Kleid. Es paßte mir vollkommen, sogar eine Halskette aus Türkisen lag dabei; ich legte sie mir um; die feurigen Tiere und Blumen des Musters schlangen sich wie im Tanz um die Steine.

Wie ich mich, noch immer der Lichtfülle nicht ganz gewachsen, betrachtete, ging die Tür auf, und er trat ein. Er war ganz weiß gekleidet, in einen kostbaren glitzernden Stoff. Er blendete, fast wie ein Engel.

Nehmen Sie mir das nicht übel; ich war von dem Ungewohnten noch benommen. — Jetzt besaß er die höflichsten Umgangsformen und benahm sich ausgesucht wie ein alter Prinz. Und das ist er auch. Nachdem ich das Kleid gerühmt und er es seinerseits «passabel» gefunden hatte, ließ er sich in ein kleines Gespräch ein. Offenbar machte es ihm Freude, mit mir zu sprechen, irgend etwas an mir schien ihm sehr zu

gefallen. Ueber den Salon wollte er keine Auskunft geben; auch schüttelte er nur den Kopf, als ich ihn fragte, ob sich noch weitere Spiegelzimmer hinter dem gelbgestrichenen Täfer befänden. — Das Licht blendete und war zugleich von einem weichen Rot durchflutet, als ob man in einer reinen Flüssigkeit einen Tropfen starken Blutes aufgelöst habe. Das kam natürlich von dem roten Leuchter. Ich habe mir immer vorgestellt, hinter den anderen Wänden und hinter dem glitzernden Glas dieses Raumes erhellten andersfarbige Leuchter ähnlich gebaute Spiegelkabinette: blaue, grüne, goldene, orangerote, violette, wasserblasse. Ich weiß es nicht, ich habe meine Kleider immer in diesem Zimmer abgelegt und angezogen.

Er sei hundert Jahre alt, sagte der schillernd weiß gekleidete Mann. Ich hatte ihn für einen viel zu früh silbrig gewordenen Fünfzigjährigen gehalten. Die Kundschaft sei klein, doch sehr treu, und an Arbeit fehle es nie. Namen dürfe er keine bekanntgeben; jedermann komme allein; keiner wisse von einem andern. Uebrigens sei es nicht ungefährlich, seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Verschiedene Damen, die es sich in den Kopf gesetzt hatten, bei ihm ein Kleid machen zu lassen, wahrscheinlich weil ein unvorsichtiger Tuchhändler ihnen seine Adresse ver-raten hatte, wären auf dem Weg hierher, es gebe ja nur diesen einen Weg, um ihr Leben gekommen. «Hielten sich nicht an die Verkleidungsvorschriften», sagte er, «ich hätte auch gar nicht Zeit gehabt, sie zu bedienen.» Die Kriminalpolizei pflege jeweils mit dem blutverschmierten Tuch bei ihm vorzusprechen. Ob er das Tuch kenne? Ja, selbstverständlich; er wisse genau, welches Tuch für ihn bestimmt sei. Erklären konnte er mir das nicht. «Zehn Morde», sagte er noch und lächelte dabei unmerklich, «die Kundschaft hat mich in jeder Hinsicht zufriedengestellt. Manche enden ihre Lebensreise früh.» Ich war zu überwältigt, als daß mir eine Antwort hätte einfallen können. Er stand schon fern von mir. Er berührte den Spiegel der Türfüllung in der Mitte. Der glitt beiseite. Er verschwand, ja, er schien unsichtbar zu werden, sobald er den Raum verlassen hatte. Die Wand schloß sich; ich war allein.

Langsam verkleidete und verunzierte ich mich wieder. Was das mich eine Mühe gekostet hat! Die Tränen gruben immer neue Kanäle durch die braune Schminke. Das Weinen . . . Ich hätte schreien mögen, ich weiß nicht weshalb. Endlich stieg ich über die Spiegel und berührte die Türfüllung wie er es vor mir getan hatte. Nach dem Glanz

war ich blind. Jemand riß mir das Kleid vom Arm. Als ich mich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, stand der Alte in seinem grauen Kittel vor mir und hielt mir etwas Weiches, in eine Zeitung Gewickeltes hin, das von einer unzählige Male verknoteten Schnur notdürftig zusammengehalten wurde. Meine Finger rutschten von Knoten zu Knoten. «Nicht öffnen!» zischte er, «bis Sie zuhause sind; doch unterwegs bezahlen Sie mir noch dies», er hielt mir ein zu Fingernagelgröße zusammengefaltetes Papier hin, das wohl die Rechnung war, «mit Scheck an . . .», er nannte eine Adresse im West End, Kensington. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, er könnte mich betrügen, in dem Paket sei gar nicht mein Kleid. Doch da runzelte er seine breite Stirn wie in großer Wut und machte eine Bewegung, als ob er mir die Tür wies. In zwei Schritten stand er beim Ausgang, entriegelte, zog und trat zurück. Als ich zögernd unter die Tür trat, verbeugte er sich noch tiefer als das letzte Mal; er hatte noch jedes Haar auf seinem Kopf. Ich stand draußen, ungewiß, ob ich ihm die Hand reichen und danken sollte. Als das Geräusch des Riegelvorschiebens ausblieb, drehte ich mich langsam um. Er hatte sich hoch aufgerichtet. «Da kennen Sie mich schlecht», zischte er und ergriff statt meiner halb hingehaltenen Hand den Türgriff so hart, daß er vor Anstrengung zitterte. Dann holte er aus; ich meinte, der Knall müsse durch den Gang bis ans Tageslicht hinaufrollen, und schloß die Augen vor Angst. Nichts, kein Laut. Ich atmete tief und sah auf. Sein Gesicht war hoch oben zwischen Tür und Rahmen eingeklemmt und wie vom Druck zu einem Lächeln gespalten.

«Sehr große Freude, junges Fräulein, sehr große Freude; willkommene Kundschaft, junges Fräulein, willkommene Kundschaft; bitte besuchen Sie mich bald wieder!» Etwas wie eine Drohung zuckte in die weißen Brauenbüschel. Ich blickte zu Boden, dann hörte ich, wie der Riegel ging.

Ich glaube, ich bin eine ganze Weile vor der Tür stehen geblieben, denn plötzlich rief eine bitterböse Stimme von innen: «So gehen Sie doch endlich! Hier ist keine Pension!» — Ich muß gestehen — vielleicht ist das beschämend —, daß ich sogleich gehorchte und daß ich selten soviel Stolz über ein Kompliment empfunden habe und zugleich eine so durchdringende Angst.

## Die Autoren

### ERIKA BURKART

Geboren 1922. Lebt im Kapf in Althäusern bei Muri.

Veröffentlichungen:

Der dunkle Vogel. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1953.

Sterngefährten. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1955.

Geist der Fluren. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1958.

Die gerettete Erde. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1960.

Mit den Augen der Kore. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1962.

Ich lebe. Gedichte. Artemis Verlag Zürich, 1964.

Die weichenden Ufer. Gedichte. Artemis Verlag Zürich, 1967.

### SILVIO BLATTER

Geboren 1946. Lehrer in Aarau.

Veröffentlichungen:

Brände kommen unerwartet. Kurzgeschichten. Regenbogen-Reihe, 1968.

### HERMANN BURGER

Geboren 1942. Studiert Germanistik. Lebt in Aarau.

Veröffentlichungen:

Rauchsignale. Gedichte. Artemis Verlag Zürich, 1967.

### CHRISTIAN HALLER

Geboren 1943. Lebt in Basel.

ERNST HALTER

Geboren 1938. Studium (Dr. phil.). Arbeitet als Lektor und wohnt in Althäusern bei Muri.

FRITZ SENFT

Geboren 1922. Lehrer in Schaffhausen.

Veröffentlichungen:

Ausblick. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1952.

Am Wendekreis. Erzählungen. Huber Verlag Frauenfeld, 1963.

Kreiselspiel. Gedichte. Huber Verlag Frauenfeld, 1965.

ARTHUR WIEDERKEHR

Geboren 1943. Lebt in Gontenschwil.

HANS ZINNIKER

Geboren 1943. Lehrer in Schiltwald.

Veröffentlichungen:

Schattenauge. Gedichte. Tschudy-Verlag St. Gallen, 1965.

Striemen. Gedichte. Verlag Sauerländer Aarau, 1969.



